

Politische Ordnungskonstruktion und die Natur des Menschen

Zur Rolle von biologischen Unverfügbarkeiten

CHRISTOPH MEISSELBACH

„Human nature is a phrase so richly overloaded with distracting connotations that we would, if we could, discard it. We cannot, and so we must work with it and even reintroduce a meaning which an unfortunate experimental cultural impoverishment has caused us to forget.“

ROBERT MCSHEA, 1978

1. DIE NATUR DES MENSCHEN UND TRANSZENDENZ

Sowohl sozialwissenschaftliche als auch alltagsweltliche Konflikte funktionieren oft nach einem ähnlichen Muster. Um die eigene Position als richtig zu markieren und die gegnerische als falsch auszuweisen, wird Argument auf Argument, Begründungszusammenhang auf Begründungszusammenhang geschichtet. Mit solchen Bezügen auf höhere Kontexte wird ebenso individuelle Wirklichkeitskonstruktion aufrecht- wie kollektive Ordnungskonstruktion in Geltung gehalten. Gerade bei grundsätzlichen Auseinandersetzungen zwischen wissenschaftlichen Schulen, politischen Ideologien oder Religionen gehören *Annahmen zur Natur des Menschen* stets zu den letzten Begründungszusammenhängen. So ist das Menschenbild des Sozialismus ebenso wenig verhandelbar wie das des Liberalismus. Bedingungsloses Grundeinkommen wird ebenso mit menschlicher Natur letztbegründet wie anreizbasierte Arbeitsmarktpolitik. Und der *homo oeconomicus* ist für den Rational-Choice-Forscher ein ‚statisch‘ (d.h.: argumentativ) so stark bebürdeter Träger seines Denkgebäudes, dass über Sinn und Unsinn dieser Annahme mit ihm in Diskurs zu treten in der Regel schwer möglich ist. Ebenso wird ein methodologischer Kollektivist schwerlich vom Postulat des Menschen als *tabula rasa*, als ‚leere Tafel‘ oder ‚unbeschriebenes Blatt‘ abrücken können. Zu folgenreich wäre das Entfernen

oder Abschleifen eines so wichtigen Schlusssteins für die intellektuelle Architektur seiner Theorie.¹

Die ‚Natur des Menschen‘ zählt also zu den gesellschaftlich und wissenschaftlich wirkmächtigsten sozial konstruierten Letztbegründungen. *Konstruiert* wohlge-merkt, denn in allen Beispielen muss offenbar mindestens eine der beiden einander logisch ausschließenden Positionen empirisch falsch sein – und damit eben auf einen empirisch nicht vorliegenden Sachverhalt verweisen. Es werden also konstruierte Sinnzusammenhänge entwickelt, die entweder auf wissenschaftlichen Evidenzen, auf Erfahrungswerten oder einfach auf Setzungen, jedenfalls aber auf ihren nächsten bzw. letzten Kontexten beruhen.

Der im Rahmen unseres Forschungsprojektes entwickelte Ansatz hilft zu verstehen, welche Funktionen solche Bezüge auf die Natur des Menschen und die *Setzung* dieser (wie auch immer im konkreten Fall konstruierten) Natur als unverfügbar für gesellschaftliche, wissenschaftliche und politische Ordnungen erbringen – und wie solche Bezüge in Geltung gehalten werden. Die forschungsleitende Theorie ermöglicht es aber nicht nur, sozial konstruierte Transendenzen (und vor allem diskursive Bezugnahmen auf jene) als Variablen zur Erklärung der Konstruktion, Stabilität und Transformation politischer Ordnung heranzuziehen.² Sie geht nämlich von einem *zweiwertigen* Transzendenzbegriff aus, bei dem – ganz allgemein gesprochen – das als „transzendent“ verstanden wird, was gesellschaftlich unverfügbar *ist* oder als unverfügbar *gilt*.³

Einerseits werden eben solche *konstruierten Transendenzen* erfasst, die Ergebnisse sozialer Wirklichkeitskonstruktion sind und als „Letztbegründungen“ fungieren, die also als Schlusssteine von Begründungsketten (wie Ideologien, wissenschaftlichen Theorien u.v.m.) nicht verhandelbar, in Diskursen „der Dispositionsfreiheit des Einzelnen entzogen“⁴ und mithin den Diskursteilnehmern unverfügbar sind.⁵ Andererseits weist das Modell uns auf eine zweite Sorte von Transendenzen hin. Solche *inhärenten Transendenzen* – hier konkret: die Baumaterialien des Körpers (und damit auch unseres Nervensystems) – stellen schon aus biologischen oder gar physikalischen Gründen den letzten Kontext menschlichen Handelns und Denkens dar.⁶ Das in der Einleitung vorgestellte Erklärungsmodell zur Stabilisierung

1 Siehe dazu Kapitel 2.

2 Dafür wurde der Transzendenzbegriff von allerlei ideengeschichtlichem und ideologischem Ballast befreit und in ein operationalisierbares Modell überführt, das – wie die empirischen Beiträge in diesem Band zeigen – Relevantes erfasst und erklärbar macht.

3 Siehe den Text zum Transzendenzbegriff von Werner J. Patzelt in diesem Band.

4 H. Vorländer 2011.

5 Von jenen handeln die empirischen Beiträge in diesem Band.

6 Der Begriff der ‚inhärenten Transzendenz‘ ist dem der ‚biologischen Transzendenz‘ wegen der größeren Begriffsextension bei gleicher Begriffsintension überlegen. Er umfasst auch chemische und physikalische Unverfügbarkeiten. Im Kontext dieser Arbeit, in der es letztlich nur um die biologischen Grundlagen geht, werden beide Begriffe aber synonym verwendet.

politischer Ordnungskonstruktionen verortet solche Vorbedingungen sozialen Handelns (und damit auch aller politischen Ordnung) als Hintergrundvariablen, die auf alle anderen Variablen und Kausalbeziehungen einwirken. Auch wurden die beiden Arten von Transzendenz als analytisch zu trennende, empirisch aber wechselwirkende Phänomene beschrieben.

In diesem Text wird nach einer Antwort auf die folgende Frage gesucht: Welche Rolle spielen biologische Vorbedingungen, verstanden als inhärente Transendenzen, bei der Konstruktion von politischer Ordnung? Es steht folglich auch die metatheoretische Frage im Raum, wie ein der Erforschung von politischer Ordnung zugrunde liegendes Menschenbild aussehen sollte, d.h. welche *anthropologischen Annahmen* forschungsleitend sein sollten. Für die Beantwortung der Forschungsfrage ist es deshalb wichtig, die Wechselwirkungen zwischen konstruierten und inhärenten Transendenzen zu beleuchten, zu verstehen und für sozialwissenschaftliche Theoriebildung fruchtbar zu modellieren.

Den folgenden Überlegungen liegt die Prämisse zugrunde, dass es solche inhärenten Transendenzen *gibt*, dass also menschliches Handeln *auf biologischen Grundlagen fußt*. Die Richtigkeit der Grundannahmen der von Charles Darwin entworfenen biologischen Evolutionstheorie wird also vorausgesetzt. Auch wird die Annahme vertreten, dass eine Berücksichtigung der natürlichen Vorbedingungen sozialen Handelns entscheidend zur Verbesserung sozialwissenschaftlicher Theorien beitragen kann. Deshalb wird anthropologischen Erkenntnissen aus den *life sciences*, vor allem aus der Evolutionsbiologie, der Evolutionspsychologie und der Evolutionären Erkenntnistheorie, besondere Beachtung geschenkt.

Im zweiten Teil soll sich aber zuerst der zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Anthropologie kritisch genähert werden. So wird auch klarer, welchen Mehrwert naturwissenschaftliche Erkenntnisse für sozialwissenschaftliche Theorien erbringen können. Der dritte Abschnitt dient dann der Gewinnung eines erkenntnisleitenden Modells. Nachdem das Verhältnis von Natur und Kultur allgemein beleuchtet wurde, soll ein Modell des Schichtenbaus sozialer Wirklichkeit eine analytische Perspektive auf die Fragestellung einrasten. Als Kernstück des Textes werden im vierten Kapitel dann empirische Evidenzen aus den *life sciences* vorgestellt und im Hinblick auf die Fragestellung ausgewertet. Das Schlusskapitel dient dem Rückbezug der Ergebnisse auf den größeren Erkenntnisrahmen dieses Bandes.

2. ZUR SITUATION DER SOZIALWISSENSCHAFTLICHEN ANTHROPOLOGIE

Natürlich gibt es konkurrierende sozialwissenschaftliche Menschenbilder aus (für lange Zeiten) guten analytischen und forschungspraktischen Gründen. Denn schließlich ist es die Aufgabe sozialwissenschaftlicher Modellannahmen, die Komplexität der sozialen Wirklichkeit für analytische Zwecke zu reduzieren und erfassbar zu machen. Nicht zuletzt wirken auch schlicht Pfadabhängigkeiten: mehrere ideengeschichtliche Entwicklungsstränge haben eine plurale und subsidiäre Theorielandschaft entstehen lassen, welche die ausdifferenzierte Komplexität heutiger Sozialwissenschaften überhaupt erst möglich gemacht hat.⁷

Grundsätzlich teilt sich fast die gesamte sozialwissenschaftliche Theorielandschaft in zwei methodologische Grundpositionen, die jeweils in enger Verbindung mit basalen anthropologischen Annahmen stehen.⁸ Der *methodologische Individualismus*, wie er wegweisend etwa von John Stuart Mill, Jeremy Bentham oder auch Joseph Schumpeter exemplifiziert wurde, geht davon aus, dass sich soziale Phänomene aus dem sozialen Handeln von Individuen ableiten und erklären lassen.⁹ Die Erklärungsrichtung verläuft also von der sozialen Mikro- hin zur Makroebene. In solchen Theorien werden Individuen als ökonomisch handelnde Akteure aufgefasst, die auf Basis von rationalen Kosten-/Nutzen-Kalkülen Handlungsentscheidungen treffen. Diese Annahme des *homo oeconomicus*, des rationalen Nutzenmaximierers, ist Grundlage der Rational-Choice-Theorie und dominierte lange Zeit nicht nur die Wirtschaftswissenschaften, sondern auch weite Teile der empirischen Sozialwissenschaften.¹⁰ Dieses ‚Aushängeschild‘ des methodologischen Individualismus geriet nach anfänglicher Euphorie aber in die Kritik, als sich zeigte, dass das allortens beobachtete irrationale Verhalten von Menschen durch die stark vereinfachenden anthropologischen Annahmen nicht erfasst werden konnte – jene also offenkundig nicht wahr sein konnten.¹¹ Nicht nur unzählige Alltagsbeobachtungen, sondern auch viele leicht reproduzierbare wissenschaftliche Experimente haben gezeigt, dass Menschen eben nicht (immer) rationale Entscheidungen treffen.¹² Der methodologische Individualismus leidet damit unter einem substantiellen Problem:

7 Siehe H. Abels 2009, S. 73ff., H. Popitz 2010, S. 21ff., O. Dimbath 2011.

8 Siehe H. Esser 1993, S. 232ff., H. Abels 2009, S. 77f.

9 Kritisch und mit weiteren Literaturhinweisen dazu siehe C. Kroneberg, 2008, S. 224.

10 Zur Rational-Choice-Theorie siehe S. Lindenberg 1985, J. Coleman 1990, H. Esser 1999.

11 Zur Kritik an der Rational-Choice-Theorie siehe D. Green/I. Shapiro 1999 und J. Friedman 1995.

12 Siehe dazu die in Kapitel 4 vorgestellten Befunde, zum Ultimatum- und zum Diktator-Spiel auch M. A. Nowak/K. M. Page/K. Sigmund 2000 und H. Gintis u.a. 2007, S. 608f.

„Auch wenn das Attribut ‚wahr‘ in einem nicht-naiven Wissenschaftsverständnis natürlich äußerst prekär ist, so ist es doch als *regulative Idee* einer empirisch-analytischen Wissenschaft unabdingbar. Entsprechend kann ein Explanandum nicht als hinreichend erklärt gelten, wenn als Teil der Erklärung eine Handlungstheorie verwendet wird, deren zentrale Annahmen der empirischen Evidenz im Anwendungsfall zu widersprechen scheinen.“¹³

Der paradigmatische Gegenentwurf dazu ist der *methodologische Kollektivismus* in der Tradition von Emile Durkheim, Talcott Parsons und Niklas Luhmann. Er steht für die grundlegende Prämisse, dass soziale Makrostrukturen eigenständige Phänomene sind, die eben als *faits sociaux* zu behandeln sind und eigene kausale Wirkung entfalten.¹⁴ Es sollen also soziale Phänomene mit anderen sozialen Phänomenen erklärt werden. Individuen spielen hier nur eine untergeordnete Rolle. Sie werden in soziale Umwelten hineingeboren und durch die Einwirkung vielfältiger ‚sozialer Tatsachen‘ so sozialisiert und enkulturiert, dass sich ihre Eigenschaften letztlich restlos auf diese kulturellen Einflüsse zurückführen lassen. Diese Annahme eines *homo sociologicus* sieht den Menschen also als *tabula rasa* („leere Tafel“) bzw. *blank slate* („unbeschriebenes Blatt“), dessen Handeln allein gesellschaftlich determiniert ist.¹⁵

Auch der methodologische Kollektivismus war und ist als „*oversocialized concept of man*“¹⁶ harscher Kritik ausgesetzt. Erstens wird häufig darauf verwiesen, dass „bislang kein einziger allgemeiner Gesetzeszusammenhang auf der Makro-Ebene gefunden wurde“.¹⁷ Zweitens mangelt es solchen Erklärungen eben an „Sinn“, also an sozialem Handeln – nach Max Weber verstanden als von Individuen sinnhaft vollzogenes Verhalten.¹⁸ Es fehlen konkrete theoretische Annahmen über die Regeln, nach denen sich Menschen in einer spezifischen Situation für die eine und gegen eine andere Handlungsoption entscheiden – und damit (zum Beispiel im Falle von herausgehobenen Führungspersönlichkeiten in militärischer oder politischer Bedrängnis) durchaus gravierende Auswirkungen auf soziale Phänomene zeitigen können.¹⁹

Die Forschungspraxis hat also gezeigt, dass die jeweiligen anthropologischen Grundannahmen der beiden Paradigmen keinen universellen Geltungsanspruch erheben können. Beide Theorieschulen versuchten, diesem Problem Rechnung zu tragen, indem sie neue Konzepte einführten. Methodologische Individualisten inkor-

13 C. Kroneberg 2008, S. 238, Hervorhebung im Original.

14 C. Kroneberg 2008, S. 225; H. Esser 1993, S. 231ff.

15 S. Pinker 2002, R. Dahrendorf 2006.

16 D. Wrong 1961.

17 C. Kroneberg 2008, S. 224.

18 Vgl. M. Weber 1980, S. 11.

19 Siehe dazu K. Gilgenmann/B. Schweitzer 2006, S. 351; H. Esser 1993, S. 235f., im breiteren Kontext erörtert auch bei D. Tingley 2007.

porierten Zugeständnisse an die Kollektivistinnen (wie z.B. das RREEMM-Modell²⁰ und das Framing-Konzept²¹); und die methodischen Kollektivistinnen öffneten sich für die Relevanz interdependenten individuellen Verhaltens.²² Allerdings führte das nicht dazu, dass sich eine theoretische Synthese durchsetzte. Vielmehr wird sich seitdem mit dem Verweis auf die Notwendigkeit von ‚Multiperspektivität‘ und ‚sparsamen Erklärungen‘ beholfen, um einerseits die Prämissen der inzwischen sehr elaborierten Theoriegebäude nicht infrage stellen zu müssen, und um andererseits einem fruchtlosen ‚Methodenstreit‘ aus dem Weg zu gehen.²³

„Sowohl *homo sociologicus* als auch der freie Einzelne sind Teile unserer praktischen Welt und ihres Verständnisses. Die erste Forderung an den Soziologen ist daher die, dass er das Dilemma erkennt und seine Dringlichkeit in keinem Augenblick vergisst. Wer die Melancholie der Unzulänglichkeit einer soziologischen Wissenschaft vom Menschen nicht zu ertragen vermag, sollte dieser Disziplin den Rücken kehren; denn der Dogmatismus der Soziologie ist schlimmer als gar keine Soziologie.“²⁴

Leider lassen sich beide Theorieschulen auch gar nicht verbinden, ohne fast unweigerlich im Eklektizismus zu enden. Denn beider argumentative Schlusssteine sind nun einmal einander diametral gegenüberstehende Postulate zur Natur des Menschen. Zudem haben sich mit diesen wissenschaftlichen Paradigmen auch weltanschauliche Positionen verbunden: methodologischer Individualismus ist nützlich, um liberale Positionen zu legitimieren, während methodologischer Kollektivismus eher dazu geeignet ist, ein „linkes“ Weltbild zu stützen.²⁵ Zudem entsteht und verfestigt sich wissenschaftlicher (ebenso wie alltäglicher) Konflikt immer wieder entlang von Dichotomien wie Realismus/Idealismus, Natur/Kultur und eben auch Individuum/Gesellschaft. Solche griffigen, zweipoligen Denkfiguren sind anschaulich, kognitiv leicht erfassbar und erfordern eine so klare Positionierung, dass sich entlang dieser Konfliktlinien oft wissenschaftliche Lager und Denkschulen verfestigen.²⁶ Sachliche Argumente für die Aufrechterhaltung dieses Dualismus sind dies freilich nicht, und derzeit drängen metatheoretische Diskussionen (etwa um den sozialwissenschaftlichen ‚Dauerbrenner‘ des Mikro-Makro-Problems) durchaus in Richtung einer konstruktiven Verbindung beider Positionen.²⁷ Nur wurde noch kein beide Positionen ganz konsistent verbindendes Element gefunden – bzw. von der

20 „Resourceful-Restricted-Evaluating-Expecting-Maximizing-Man“, siehe S. Lindenberg 1992, S. 8.

21 H. Esser 1999, S. 358.

22 K. Gilgenmann/B. Schweitzer 2006, 351ff.

23 Zu den Wurzeln und der Entwicklung des sog. Methodenstreits siehe M. Louzek 2011.

24 R. Dahrendorf 2006, S. 100.

25 Vgl. M. Zafirovski 2000, S. 567f.

26 Ebd., S. 566.

27 Siehe dazu die Beiträge in J. Greve/A. Schnabel/R. Schützeichel 2008.

sozialwissenschaftlichen Community als gefunden anerkannt, wenngleich etwa die Ethnomethodologie ein solches theoretisches Bindeglied darstellt.²⁸

Auffällig ist allerdings, dass in all diesen Diskussionen die eigentliche ‚Natur des Menschen‘, dessen biologische Ausstattung, keine ernstzunehmende Rolle spielt. Seit Herbert Spencer und George Herbert Mead, die noch sehr offen für die damals revolutionären Erkenntnisse von Charles Darwin waren, ist es – teils aus nachvollziehbaren historischen Gründen, teils als Abgrenzungsreflex gegenüber den Naturwissenschaften – aus der Mode gekommen, die biologischen Vorbedingungen menschlichen Handelns systematisch in die sozialwissenschaftliche Theoriebildung einzubeziehen.²⁹ Das belegt schon die Tatsache, dass Lehrbücher der Sozialwissenschaft in der Regel über neuere naturwissenschaftliche Erkenntnisse zur Natur des Menschen schweigen, sie zumindest aber nicht systematisch als Arbeitsgrundlage der Disziplin aufarbeiten.³⁰ Wenn überhaupt, so wird Anthropologie nur (kurz) als ein ideengeschichtlich relevantes Themengebiet behandelt.³¹ Das „Lexikon der Politikwissenschaft“ von Dieter Nohlen und Rainer-Olaf Schultze führt die Begriffe „Anthropologie“ und „Menschenbild“ ohnehin nicht.³²

Diese Situation ist aber nicht (mehr) hinnehmbar.³³ Immerhin wurden mit Darwins „*The Origin of Species*“³⁴ und spätestens mit der Ausdifferenzierung der modernen, naturwissenschaftlichen Humanwissenschaften („*life sciences*“) enorme Fortschritte bei der Erforschung der Natur des Menschen gemacht. Inzwischen kann man zum Beispiel messen, welche Hirnregionen bei Entscheidungsprozessen involviert sind. Man kann experimentell testen, wie weit der Mensch etwa ein rationales oder soziales Wesen ist. Auch fördert die Befassung mit unserem evolutionären Erbe sowie mit Spezies, die uns biologisch mehr oder weniger verwandt sind, stichhaltige plausible Erklärungen für individuelles Verhalten und soziales Handeln zutage. Während solche Ergebnisse in der Gesellschaft und vor allem in der Werbe- und Konsumwirtschaft zunehmend Interesse genießen,³⁵ können sich Soziologen und Politikwissenschaftler nur sehr langsam damit abfinden, dass ihnen ihr einst so

28 Zur Ethnomethodologie siehe W. Patzelt 1987 und seinen Text dazu in diesem Band.

29 Zur Anthropologie von George Herbert Mead siehe prägnant H. Esser 1993, S. 173ff. Zu Herbert Spencers Anthropologie siehe U. Krähnke 2007.

30 Exemplarisch seien angeführt: H. Abels 2001, H. Popitz 2010, O. Dimbath 2011, H. Rattinger 2009, H. Lauth/C. Wagner 2009 und H. Naßmacher 2010. Ausnahmen sind W. Patzelt 2007 und vor allem H. Esser 1999, der den biologischen Grundlagen sozialen Handelns ein eigenes, systematisches Kapitel widmet.

31 Vgl. M. Mols 2009, 34ff.

32 Vgl. D. Nohlen/R. Schultze 2010.

33 Für eine treffende Kondensierung des Problems und den auch hier verfolgten Lösungsweg siehe P. Meyer 1996, S. 200ff.

34 C. Darwin 1859.

35 So wird etwa im ‚*Neuromarketing*‘ versucht, aus Erkenntnissen zur Natur des Menschen Kapital zu schlagen, und auch PR-Berater nutzen vermehrt Befunde der *life sciences*.

hart erkämpfter Gegenstandsbereich – und damit schlimmstenfalls vermeintlich die eigene Existenzberechtigung – scheinbar streitig gemacht wird.³⁶

Genau diese naturwissenschaftlichen Erkenntnisse könnten es aber sein, welche die geschilderten methodologischen Engführungen und die damit verknüpften Probleme auflösen könnten. Moderne *life sciences* wie Neurowissenschaften, Evolutionsbiologie, Evolutionäre Erkenntnistheorie und – den Sozialwissenschaften inhaltlich am nächsten stehend – Evolutionspsychologie haben umfangreiches Wissen über die menschliche Natur, über unsere Abstammung und über die sich daraus ergebenden Spezifika unserer Spezies zusammengetragen. Deren Mehrwert für sozialwissenschaftliche Theorien wird am deutlichsten, wenn man sich jene Kritik vor Augen führt, die prominente Vertreter der *life sciences* gegen die sozialwissenschaftliche Anthropologie ins Feld führen. Denn ‚von außen‘ erscheint vor allem das Gemeinsame von *homo oeconomicus* und *homo sociologicus* kritikwürdig: Das „standard social science model“ (SSSM) blendet systematisch wichtige biologische Erklärungsfaktoren für menschliches Verhalten aus – und ist deshalb unzulässig reduktionistisch.³⁷ John Tooby und Leda Cosmides fassen die Prämissen des SSSM wie folgt zusammen:³⁸

- Menschliche Gehirne sind unspezifische Universalwerkzeuge zur Informationsverarbeitung.
- Menschen werden von Sozialisation und kulturellem Umfeld ‚programmiert‘.
- Deshalb gibt es keinerlei objektive Einschränkungen für die Vielgestaltigkeit von Kulturen über Zeit und Raum.
- Biologie ist deshalb insgesamt relativ unwichtig für die Erklärung menschlichen Verhaltens, sozialen Handelns und sozialer Makrophänomene.

Der derzeitige Kenntnisstand der Evolutionswissenschaften legt aber salomonisch nahe, was intuitiv ohnehin jeder weiß: Dass nämlich sowohl der *homo oeconomicus* als auch der *homo sociologicus* Bestandteile der Natur des Menschen sind – wie es ja auch Ralf Dahrendorf im oben genannten Zitat nahelegt. Beide Menschenbilder lassen sich aber nicht nur mit der zitierten Melancholie gegenüberstellen, sondern mit einem dritten Glied, dem biologischen nämlich, sinnvoll verknüpfen. Auf Basis eines solchen dreigliedrigen Erklärungsmodells sind dann aber wirklich reichhaltige Antworten auf die Frage nach den Gründen für gelingende (oder scheiternde) politische Ordnungskonstruktion möglich. Das soll im Folgenden gezeigt werden.

36 Eine Ausnahme im Bereich der Politikwissenschaft stellt das Feld der ‚biopolitics‘ dar, das aber – sofern unter ihm nicht die politischen Kontroversen um die Gentechnik verstanden werden – seit Jahrzehnten ein vom politikwissenschaftlichen Mainstream weitgehend unbeachtetes oder gar missbilligtes Dasein fristet.

37 Siehe J. Tooby/L. Cosmides 1992 und 1994.

38 Vgl. J. Tooby/L. Cosmides 1992, S. 23ff.

3. ZUR ROLLE VON BIOLOGISCHEN TRANSZENDENZEN

Zur systematischen Beantwortung der Forschungsfrage nach der Rolle inhärenter Transzendenzen bei der politischen Ordnungskonstruktion braucht es ein Modell der Natur des Menschen, das nicht nur die beiden sozialwissenschaftlich wohl bekanntesten Komponenten der individuellen Rationalität einerseits und der Wirkmacht kultureller Muster andererseits beinhaltet, sondern eben auch biologischen Unverfügbarkeiten Rechnung trägt, die bei der Konstruktion politischer Ordnung eine Rolle spielen (können). Der erste Schritt zu einem so komplexen Modell besteht darin, basale Einsichten aus der Evolutionstheorie einfach zur Kenntnis zu nehmen. Diese lassen sich wie folgt kondensieren:³⁹

- Menschen sind das Produkt der biologischen Evolution. Der Algorithmus der Evolution besteht aus drei Mechanismen: Variation, Selektion und Retention.
- *Variation*: Im Zuge der Reproduktion kommt es einerseits zu (zufälligen) Mutationen des Erbguts und andererseits, im Falle der Fortpflanzung zweigeschlechtlicher Spezies, immer wieder zu Rekombinationen des genetischen Materials – und damit zu unterschiedlichen Merkmalen ihrer Träger.
- *Selektion*: Es haben nun jene Entitäten eine höhere Chance, sich zu reproduzieren und ihre Merkmale weiterzugeben, die relativ besser als andere an ihre Umgebung und die sich darin stellenden Probleme angepasst sind.
- *Retention*: Die Varianz der Merkmale verengt sich aufgrund dieser Selektion über Generationen hinweg hin zu einem (vorläufigen) Optimum der Anpassung an die (dynamische) Umwelt. Erfolgreiche Merkmale setzen sich durch.

Evolution ist also kein *struggle for life*, nicht nur ein Wettbewerb um das *survival of the fittest*. Vielmehr ist sie ein Prozess der Lösung von Anpassungsproblemen („adaptive Probleme“). Ein Problem – zum Beispiel das Beziehen von genügend Nahrung unter sich wandelnden Klimabedingungen – wird eben von einem in dieser Hinsicht zufällig besser an das neue Klima angepassten Individuum „besser“ gelöst als von anderen. Es hat deshalb auch eine höhere Chance als andere, sich erfolgreich fortzupflanzen und das „Spiel der Evolution“ eine weitere Runde bzw. Generation lang zu spielen.⁴⁰

39 Siehe L. Workman/W. Reader 2010, S. 31ff., und G. Schurz 2011, S. 131ff.

40 „Besser Probleme lösen“ und „sich erfolgreich reproduzieren“ beziehen sich hier ausschließlich auf die Logik der Evolution. Besser löst etwa jenes Individuum das Ressourcenproblem, das unter den Bedingungen der Knappheit mehr Nahrung beschafft; erfolgreicher pflanzt sich jenes fort, das mehr reproduktionsfähige Nachkommen hervorbringt. Der hier zugrunde liegende, biologisch begründete Beurteilungsmaßstab ist also „Reproduktionserfolg“, denn schlussendlich geht es in der Evolution um differentielle Reproduktion, also um Fortbestand.

Heute lebende Spezies haben in der Vergangenheit erfolgreich die sich ihnen stellenden adaptiven Problemen gelöst. Sie sind also *nicht zufällig so, wie sie sind*. Sie haben Stoffwechsel, um Nährstoffe aufnehmen zu können. Sie haben sensorische Fähigkeiten, um diese Ressourcen, aber auch Feinde zu erkennen. Und viele haben motorische Fähigkeiten, um sich auf Ersteres zu oder von Letzterem weg zu bewegen. Die Charakteristika ihrer Körper lösen Probleme – bzw. wurden im Laufe der Evolution erfolgreich vererbt, weil sie *in vergangenen Zeiten* Probleme lösten und später zumindest keine andere Problemlösung entscheidend behinderten.⁴¹

Diese basalen Aussagen der Evolutionstheorie sind heute im seriösen Wissenschaftsbetrieb un widersprochen. Und doch werden deren Konsequenzen in den Sozialwissenschaften noch nicht systematisch berücksichtigt:

- Menschen sind wie alle anderen Spezies an jenes Habitat angepasst, in dem sie die längste Zeit ihrer Existenz lebten.
- Dieses *environment of evolutionary adaptedness* (EEA) ist die Welt des Pleistozäns, beginnend vor etwa 1,8 Mio. Jahren und endend mit der Neolithischen Revolution vor etwa 12.000 Jahren, mit der sich die menschliche Umwelt immer stärker hin zu einer kulturell geformten wandelte.
- Da aber eine evolutionäre Anpassung in so kurzer Zeit noch kaum Spuren hinterlassen haben kann, ist es plausibel anzunehmen, dass heutige, allen Menschen gemeinsame biologische Merkmale in erster Linie Ergebnis der Anpassung an die Herausforderungen des EEA (und vorgelagerter Zeitalter) sind.⁴²

Zudem sind viele dieser Merkmale eben nicht typisch menschlich. So sind zum Beispiel Extremitäten, sensorische Organe und Reflexe einesteils auch in anderen Verzweigungen im *Stammbaum des Lebens* entstanden („Analogien“, funktional äquivalente Strukturen) und gehen andernteils auf gemeinsame genetische Vorgänger zurück („Homologien“, artverwandte Strukturen).⁴³ Dieser Befund erinnert daran, dass sich unsere Spezies kontingent pfadabhängig entlang des evolutionären Erbes aller vorherigen Entwicklungsstufen entwickelt und somit gemeinsame Verfahren mit allen Säugetieren und auch mit Reptilien, möglicherweise gar mit allem Leben auf diesem Planeten hat. Dass also einige Bauteile unseres Körpers (auch des Gehirns!) etwa denen von Echsen ähneln, ist eine unverfügbare, all unser Hier-und-Jetzt übersteigende und somit transzendente Vorbedingung unserer Existenz.

Bis hierhin wird die Argumentation noch die meisten Sozialwissenschaftler überzeugen können. Schließlich klingt diese Anwendung der biologischen Evoluti-

41 Basale Informationen zum Algorithmus der Evolution finden sich zum Beispiel bei R. Dawkins 1996 und D. Dennett 1997. Die klassische Arbeit ist natürlich C. Darwin 1859.

42 Siehe L. Workman/W. Reader 2010, S. 25, S. Hampton 2010, S. 29-31, desweiteren J. Tooby/L. Cosmides 1990, 1992.

43 G. Schurz 2011, S. 81.

onstheorie auf die Spezies Mensch noch nicht allzu folgenreich für die eigene Disziplin. Allerdings ist in Rechnung zu stellen, dass eben *alle* physiologischen Eigenschaften heute lebender Menschen auf diese evolutionäre Entwicklung zurückgehen: nicht nur Extremitäten und Stoffwechsel, sondern auch die Struktur des Gehirns, die darin ablaufenden biochemischen Prozesse und unsere daraus resultierenden kognitiven Fähigkeiten. Nicht nur die „Bauweise“ der Sinnesorgane, sondern auch der daraus resultierende „Informationsfilter“, durch den wir die Welt erfahren, sind unserer Dispositionsfreiheit entzogen.⁴⁴ Wir nehmen nur einen kleinen Teil des optischen und akustischen Spektrums wahr; und unser Gehirn interpretiert verschiedene Wellenlängen des Lichts als Farben, ohne dass es diese Farben *als solche* gäbe.⁴⁵ Die Art, wie wir Informationen aus unserer Umgebung prozessieren, wie wir denken, Schlussfolgerungen und Entscheidungen treffen, ist also – nicht im jeweiligen Ergebnis unter spezifischen Umständen, aber in der *Bandbreite der Möglichkeiten* – determiniert von unserer biologischen Bauweise: von den Sinnesorganen, der Architektur unseres Gehirns, von Hormonen, Botenstoffen und von vielem mehr. Das ist der argumentative Ausgangspunkt einer theoretischen Würdigung biologischer Transendenzen im Rahmen einer umfassenden sozialwissenschaftlichen Anthropologie.

3.1 Zum (vermeintlichen) Gegensatz von Natur und Kultur

Die sogenannte *Nature/Nurture-Debatte* ist ein echtes Hindernis auf dem Weg zu einer wirklich holistischen Befassung mit Fragen nach der Natur des Menschen.⁴⁶ Jener nicht nur akademisch geführte Diskurs darüber, in welchem Verhältnis Natur und Kultur stehen, erschwert oft eine zielführende Diskussion unter und mit Sozialwissenschaftlern. Ein in vielerlei Hinsicht alles bisher Gesagte infrage stellendes, leider wenig elaboriertes und dennoch verbreitetes Argument lautet in etwa so: ‚Heute, da der Mensch sich seine Lebenswelt selbst geformt hat, seine Umwelt also hauptsächlich aus eigenen Kulturleistungen besteht, sind Reflexionen über das natürliche Erbe hinfällig. Der Mensch hat ja gezeigt, dass er sich kraft seines Geistes aus dem Tierreich und aus der Natur erheben kann. Er ist nicht länger abhängig von natürlichen Restriktionen. Die Ursachen menschlichen Handelns sind deshalb rein kulturelle.‘

44 Freilich gibt es inzwischen menschliche Kulturleistungen, die für uns unhörbare Frequenzbereiche und unsichtbare Wellenlängen erfahrbar machen. Das ändert aber nichts daran, dass unsere „Bauweise“ dies ohne Werkzeuggebrauch nicht möglich macht.

45 Siehe P. Meyer 1996, S. 200ff., und L. Workman/W. Reader 2010, S. 115-128. Eine Einführung in die evolutionäre Erkenntnistheorie bietet G. Vollmer 2002.

46 Vgl. E. Voland 2009, S.10f.

Diese Position blockiert interdisziplinäres Weiterdenken ebenso, wie das allein auf biologischen Variablen beruhende und somit gleichermaßen reduktionistische Argumentationen tun. Die Nature/Nurture-Debatte bleibt deshalb auch genau so lange fruchtlos, wie Kultur und Natur als einander gegenüberstehende, unvereinbare Alternativen gedacht werden. Diese Perspektive kann in einem argumentativen Dreischritt aufgebrochen werden. Er führt vor, dass eine kulturelle *und* biologische Faktoren einbeziehende Sichtweise weder synkretistisch noch reduktionistisch sein muss, sondern im Gegenteil konsistente Theoriebildung in Aussicht stellt.

- *Natürlich beeinflusst Kultur menschliches Handeln!*

Die Sozialwissenschaften kennen viele gut bewährte Theorien, die aufzeigen, dass Menschen in kulturelle Umwelten hineinwachsen, soziale Normen erst lernen und dann antizipieren, Anreizstrukturen wahrnehmen – und ihre Entscheidungen dann von alldem abhängig machen. Zudem haben soziale Meso- und Makrostrukturen gut erkennbare emergente Eigenschaften, entwickeln also Eigendynamiken, die sich nicht nur aus der Summe der sie bildenden Entitäten der unteren Ebenen ergeben.⁴⁷ So evolvieren Institutionen etwa in einer Weise, die sich nicht mit einer reduktionistischen, genetisch zentrierten biologischen Evolutionstheorie erklären lässt. Auch wissen wir viel über die Wirkung von Staaten, Medien, Normen und vielen weiteren sozialen Phänomenen auf menschliches Handeln. Ganz ohne Zweifel müssen deshalb *kulturelle Muster* (hier: ein Oberbegriff für die Gesamtheit all jener sozialen Meso- und Makrostrukturen) in einem kausalen Modell menschlichen Handelns als eigenständiger Faktor behandelt werden.

- *Die Natur spielt freilich auch eine Rolle!*

Trotzdem muss dieses Modell die Kreatürlichkeit des Menschen in Rechnung stellen: Biologische Voraussetzungen stecken den Spielraum menschlicher Wahrnehmung, Informationsverarbeitung, Kommunikation und Handlungen ab. Sie bilden eine elementare Voraussetzung für alles Verhalten – und damit für soziale („kulturelle“) Phänomene auf jenen höheren Ebenen, die zwar eigenständige Effekte haben, aber letztlich im Wege sozialen Handelns konstruiert und stabilisiert werden. Offenbar bildet die genetische Konfiguration der Spezies Mensch das ‚Flussbett‘ für soziales Handeln: Unser biologisches Erbe, unsere ‚Natur‘, ermöglicht soziale Phänomene – und begrenzt sie zugleich.

- *Keine Kultur ohne Natur!*

Letztendlich ist es diese Faustformel, die den Zusammenhang von Natur und Kultur am prägnantesten erfasst. Sie meint nun nicht, dass Kultur nicht auch umgekehrt Einfluss auf die menschliche Natur nehmen kann. Man denke etwa an Geburtenkontrolle und künstliche Befruchtung inklusive PID, an Zivilisati-

47 Zum Konzept der Emergenz siehe auch Kapitel 3.2.

onskrankheiten und an anthropomorphen Klimawandel, nicht zuletzt auch an Genozid und ethnische Säuberungen. Man denke auch an alle Arten von gesellschaftlich konstruierten Normen, die Anreize für Partnerwahl und Reproduktion prägen. Alle jene Strukturen verbessern die Überlebens- und/oder Fortpflanzungschancen für die Einen und verringern sie für die Anderen – und haben deshalb einen Langzeiteffekt auf den Genpool unserer Spezies. Die treibenden Kräfte und Fähigkeiten, all jene genannten Phänomene hervorzurufen, basieren aber auf evolvierten biologischen Eigenschaften; und die kulturellen Makro-Phänomene, die zu solchen Effekten führen, entfalten ihre Wirkung in Interaktion mit natürlichen Vorbedingungen.

Als Zwischenergebnis sei also festgehalten, dass die Interaktion zwischen Natur und Kultur am besten als eine reziproke aufzufassen ist – mit der ‚Natur‘ als dem historischen und somit auch ultimat kausalen Ausgangspunkt. Die dichotome Vorstellung zweier sich gegenüberstehender, unabhängig voneinander wirkender Pole scheint hingegen nicht sonderlich erkenntnisträchtig zu sein.

Es ist deshalb notwendig, die Polarisierung der Debatte und die daraus resultierende, sich nicht zuletzt schon im Begriff ‚Nature/Nurture-Debatte‘ niederschlagende Dichotomisierung des Denkens aufzubrechen. Solange ‚die Natur‘ und ‚die Kultur‘ als einander monolithisch gegenüberstehende Antagonismen gedacht werden, bleibt die Debatte der alten Logik eines Gegensatzes von Natur- und Geisteswissenschaften verhaftet. Dergestalt sagt sie viel über die Wirklichkeit des Wissenschaftsbetriebes – und zu wenig über die Beschaffenheit seines empirischen Referenten. In der Wirklichkeit scheinen Natur und Kultur nämlich auf das Engste miteinander verwoben zu sein, einander gegenseitig zu prägen und zu bedingen. Kultur scheint dabei immer wieder – doch nicht immer – passgenau auf biologischen Bedingungen aufzuruhen und dabei als Schicht mit emergenten, aber vom Fundament her *bedingten* Eigenschaften die darunter liegenden Ebenen zu transzendieren – und in der Folge auch zu prägen.⁴⁸

3.2 Der Schichtenbau sozialer Wirklichkeit

Diese Einsichten in das Verhältnis von Natur und Kultur müssen nun in einem präzisen Modell kompiliert werden, das es als theoretische Schnittstelle erlaubt, anth-

48 An der Schnittstelle von Natur und Kultur nehmen auch die in der Einleitung dieses Bandes von Werner Patzelt vorgestellten drei Dimensionen von Transzendenz ganz konkret Gestalt an. Natürliche Vorbedingungen sind nicht einfach Kontexte menschlichen Handelns, sondern eben *unverfügbare Bedingungen*. Das Entstehen von Kultur erwächst dann aus der menschlichen Motivation, *Bestehendes zu übersteigen* und in die Richtung von Zukunftsentwürfen zu verändern. Um so entstehende soziale Strukturen und kulturelle Muster zu legitimieren und in Geltung zu halten, ist wiederum das *hermeneutische Verweisen* auf – wie auch immer geartete – natürliche oder kulturelle Kontexte nötig.

ropologisch relevante Erkenntnisse verschiedener Disziplinen systematisch aufeinander und schließlich auf sozialwissenschaftliche Theorien zu beziehen. Ein solches Modell muss einige Anforderungen erfüllen:

Erstens muss es ganz klar hinsichtlich der Hierarchie und der möglichen Interaktionen der einzelnen Komponenten sein. Es sollte aber – zweitens – gleichzeitig abstrakt genug bleiben, um als theoretischer Bezugsrahmen Raum zu lassen für die präzise Modellierung jener Interaktionen im Falle spezifischer Gegenstandsbereiche. Drittens sollte es mit dem Konzept der Emergenz vereinbar sein.⁴⁹ Es muss also der bereits erarbeiteten Vorstellung Rechnung tragen, dass einzelne Entitäten (etwa: Atome, Menschen, Institutionen) miteinander in Beziehung treten und dabei Phänomene auf einer höheren Ebene hervorbringen (also: Moleküle, Kleingruppen, politischen Systeme usw.), deren Eigenschaften nicht einfach von den einzelnen Elementen ‚erbt‘, sondern Merkmale *sui generis* sind. Jene ergeben sich aus der Verbindung der Entitäten selbst, aber auch aus den Effekten der Interaktion zwischen ihnen. Ohne dieses Konzept ist es schon in der Sphäre des genuin Naturwissenschaftlichen kaum möglich, die Eigenschaften von Wasser anhand seiner atomaren Zusammensetzung zu erklären,⁵⁰ geschweige denn die eines Lebewesens, das doch letztlich ‚nur‘ aus Kohlenstoff-Verbindungen besteht. Aber auch in der sozialwissenschaftlichen Theoriedebatte wird der Emergentismus zunehmend als Chance gesehen, das Mikro-Makro-Problem in den Griff zu bekommen.⁵¹ Damit einher geht die Anforderung, das hier wichtige (und ohnehin in den Sozialwissenschaften verbreitete) Denken in Ebenen oder „Schichten“ systematisch im Modell abbilden zu können.

Mit dem *Schichtenbau sozialer Wirklichkeit* liegt ein solches Modell vor. Es wurde von Rupert Riedl vorgestellt und von Werner Patzelt weiterentwickelt.⁵² Das Modell erfasst alle für sozialwissenschaftliche Theorien relevanten Ebenen der Wirklichkeit und bezieht sie aufeinander. Grundannahme des Modells ist einesteils, dass die jeweils niedrigere Ebene Baustoff der nächsthöheren Ebene ist und dass „Merkmale der jeweils unteren Schicht in die jeweils höheren Schichten hinaufreichen, auf den jeweils höheren Schichten aber auch eigentümliche Merkmale nur und gerade dieser Schicht festzustellen sind“.⁵³ Andernteils wird davon ausgegangen, dass prinzipiell zwischen allen Ebenen und in alle Richtungen Wechselwir-

49 Eine kurze Einführung in das Konzept der Emergenz findet sich bei U. Goodenough/T. Deacon 2006, S. 855. Detaillierter sind H. Morowitz 2004 und R. Laughlin 2007. Eine Diskussion im sozialwissenschaftlichen Kontext bietet B. Heintz 2004.

50 Siehe U. Goodenough/T. Deacon 2006, S. 854ff., Voland 2009, S. 23.

51 Einführende Texte mit weiteren Literaturhinweisen sind Hartig-Perschke 2009, S. 11ff. und C. Kroneberg 2009.

52 Vgl. R. Riedl 1985, S. 66ff., W. Patzelt 2007a, S. 46ff. und W. Patzelt 2007b, S. 184f.

53 W. Patzelt 2007, S. 46.

kungen möglich sind. Das Modell gliedert sich dann in acht übereinander liegende Ebenen.⁵⁴

- Die unterste Schicht ist die der *genetisch verankerten Repertoires* von Wahrnehmung, Informationsverarbeitung, Empfindung und Verhaltensoptionen. Hier ist also der Sitz jener „Natur des Menschen“, um deren Wirkung auf die anderen Ebenen sozialer Wirklichkeit es geht.
- Die nächsthöhere Ebene besteht aus *kulturspezifischen Wissensbeständen, Deutungs routinen und Normen*, denen Individuen ausgesetzt sind, und die sie sich teils bewusst, vorrangig aber unbewusst, über Enkulturation und Sozialisation anverwandeln – und die sie zu Teilnehmern einer spezifischen sozialen Wirklichkeit werden lassen (z.B.: religiöse Weltdeutung, politische Ideologien, gesellschaftliche Tabus und Ideen wie Menschenwürde, Naturschutz oder das Auserwähltsein der eigenen Ethnie).⁵⁵
- Auf der dritten Schicht finden sich dann *hier und jetzt lebende Einzelmenschen*, die ganz konkrete soziale Handlungen vollziehen – und die vor allem ihre ganz spezifische Persönlichkeit in Interaktion mit der Umwelt und auf Basis ihrer Gene sowie ihrer Sozialisation ausbilden.⁵⁶
- Mit diesen Persönlichkeitsprofilen prägen Individuen die Beschaffenheit der nächsten Schicht: *Rollen, Rollengefüge und Kleingruppen*. Ebenso wirken enkulturierende, sozialisierende und sozial kontrollierende Kräfte aus diesen sozialen Mikrostrukturen nach ‚unten‘. Zudem ist diese soziale Mikroebene Baustoff und Vorbedingungen komplexer sozialer Makrostrukturen.
- Bleiben Rollengefüge dauerhaft stabil aufeinander bezogen, können auf der nächsthöheren Schicht *Organisationen und Institutionen* entstehen; jene sozialen Makrostrukturen also, die sich im Zuge gesellschaftlicher Arbeitsteilung ausdifferenzieren. Sie kommen in der Wirklichkeit sehr vielgestaltig vor: tribale Führungsstrukturen, Gilden, Wirtschaftsunternehmen, Partei(ung)en, moderne politische Institutionen und viele mehr. Sie erscheinen den meisten Individuen unabänderlich und mithin unverfügbar – und wirken so auf vielfältige Weise handlungsleitend.
- Auf der nächsten Schicht finden sich relativ stabile Institutionengefüge in Form von *politischen Systemen* wie etwa der modernen Nationalstaaten, die für alle auf den unteren Schichten liegenden Entitäten auf einem bestimmten Gebiet allgemein verbindliche Entscheidungen produzieren und durchsetzen können.
- Wenn sich politische Systeme zu *supranationalen Systemen* integrieren, bilden auch jene eine eigenständige Schicht sozialer Wirklichkeit, wie etwa am Bei-

54 Siehe ebd.

55 Die Transzendenzreurse in den in diesem Band untersuchten Diskursen verweisen genau auf diese Ebene.

56 Siehe Kapitel 4.3.

spiel der EU und deren Relevanz für nationale Diskurse und Gesetze leicht zu sehen ist.⁵⁷

- Die oberste Schicht ist die des *internationalen Systems* und der *transnationalen Beziehungen*. Offenkundig ‚besteht‘ diese oberste Schicht ebenfalls aus dem „Baustoff“ der unteren Schichten, ohne komplett in ihnen aufzugehen. Vielmehr entstehen auch hier emergente Phänomene wie die der globalen Ökonomie oder diverser Sicherheitsdilemmata.

Dieses Modell ist an beiden Enden offen. Während wir oberhalb der internationalen Ebene befindliche Schichten sozialer Wirklichkeit bisher nicht kennen, sind unterhalb der genetischen Ebene angesiedelte, durchaus wirkmächtige Schichten wohl bekannt: molekulare, atomare und subatomare Schichten, deren Behandlung hier aber kaum Mehrwert generieren dürfte und auch nicht zum Aufgabenbereich der Sozialwissenschaften gehört. Allerdings ist es schon so, dass diese biologischen, chemischen und physikalischen Grundlagen die Rahmenbedingungen für die Wirklichkeit ‚darüber‘ setzen. Es würde wohl kaum jemand behaupten, seine Existenz hänge nicht von Molekülbindungen ab, geschweige denn, er könne eine Existenz ohne diese oder an ihnen vorbei führen.⁵⁸

Dieses Beispiel unterstreicht noch einmal die Prämisse: Die jeweils untere Schicht bildet (kausal, aber auch historisch) die Grundlage, die *inhärent transzendente Vorbedingung* für die jeweils konkrete Ausformung der aufsetzenden Schicht. So wird sich aus spezifischen Einzelindividuen etwa eine so-und-nicht-anders beschaffene Kleingruppe bilden. Gibt es in einer Gesellschaft spezifische, historisch gewachsene Organisations- und Institutionalisierungsformen, wird dies das sich aus der Summe dieser Teile ergebende politische System eben widerspiegeln. Und die Summe der zu einem gegebenen Zeitpunkt existierenden politischen Systeme und Suprasysteme konstituiert eben das sich daraus ergebende internationale System.

Umgekehrt entfalten die einmal entstandenen oberen Schichten auch ihrerseits eigenständige Wirkungen auf die darunter liegenden Ebenen. Existiert nämlich erst einmal ein – als solches auch wahrgenommenes – anarchisches internationales System, prägt das natürlich auch die Anreizstrukturen von Staaten. Genauso entfaltet ein politisches System Kausalwirkung „nach unten“, indem es Entscheidungen darüber produziert, welche Institutionen und Regeln sich verstetigen sollen oder gerade nicht, was die Spielregeln der Interaktion von Individuen sind – und ob es zum Bei-

⁵⁷ Vgl. den Text von Stephan Dreischer in diesem Band.

⁵⁸ Auch ist – in theologischer Perspektive – durchaus ein Zusammenlaufen des oberen und unteren Endes in einer transzendenten ‚göttlichen‘ Schicht der Wirklichkeit denkbar. Es besteht zunächst aus naturalistischer Perspektive aber keine Notwendigkeit, auch noch diese Ebene in das Modell zu inkorporieren. Es ist mit der Existenz solcher ‚großen Transendenzen‘ aber zweifellos vereinbar (vgl. den Text von Werner J. Patzelt zur Transzendenz politischer Ordnung in diesem Band).

spiel erlaubt ist, Stammzellenforschung zu betreiben und so auch die unterste Ebene sozialer Wirklichkeit absichtsvoll zu gestalten.

Das Modell des Schichtenbaus hält also dreierlei fest: Erstens lässt sich soziale Wirklichkeit als *Schichtung* von Ebenen sozialer Wirklichkeit begreifen. Zweitens sind die jeweils unteren Schichten gleichzeitig *transzendente Vorbedingung* und *Baustoff* der (nächst-)höheren Schicht. Drittens können im Grunde alle Schichten miteinander wechselwirken. Für viele der Schichtenbeziehungen haben die Sozialwissenschaften bereits elaborierte Theorien entwickelt. Für uns ist aber besonders interessant, wie die Wechselwirkungen zwischen den „biologischen“ und den „kulturellen“ Schichten *genau* beschaffen sind. Und dieses Modell liefert dafür eine wichtige grundlegende Einsicht: Jene Ebenen sind nicht nur kontingent pfadabhängige Ergebnisse einer historischen Entwicklung, die auf den unteren Ebenen begann und nach und nach höhere Schichten hervorbrachte, sondern sie sind auch kausale und emergente ‚Produkte‘ der unteren Ebenen. Der *Möglichkeitsraum* ihrer Ausgestaltung ist damit zunächst festgelegt durch die Spielräume, die sich aus der Beschaffenheit der *unteren* Schichten ergeben. Zwar können höhere Schichten rückwirken, können Menschen auf ihre genetischen Eigenschaften und Staaten auf Menschen Einfluss nehmen. Solche Änderungen, sollen sie Bestand haben, müssen aber immer auf der *untersten betroffenen* Schicht ansetzen. So kann etwa unsere Wahrnehmung auf höheren Ebenen nur technisch erweitert oder verändert werden; das Wahrnehmungssensorium selbst aber kann nur durch Eingriff in biochemische Prozesse umgestaltet werden. Die Funktionsweise und Eigentümlichkeit gerade des letzteren sind gute Beispiele dafür, dass ‚biologische Schichten‘ uns als *inhärente Transendenzen* begegnen. Sie bleiben uns Menschen ‚im Hier und Jetzt‘ unverfügbar und waren unseren Dispositionsmöglichkeiten bis zur Gegenwart ohnehin entzogen. Bei einem – vielleicht auch nur antizipierten – Überschreiten oder Durchbrechen solcher Grenzen (etwa durch Eugenik oder Manipulation des Erbguts) sind gewaltige gesellschaftliche Erschütterungen zu erwarten, die bis hin zur Umstrukturierung kultureller, gesellschaftlicher oder politischer Ordnung reichen können.

4. TRANSZENDENZ, ORDNUNGSKONSTRUKTION UND DIE NATUR DES MENSCHEN

4.1 Annäherung an ein holistisches Modell

Das allgemeine Modell des Schichtenbaus sozialer Wirklichkeit enthält offenkundig alle aus einer nicht-reduktionistischen Perspektive für unsere Fragestellung relevanten Kategorien. Sie in einem kausalen Modell zu kompilieren, muss nun der nächste Schritt sein.

Die dabei abhängige Variable findet sich auf der Mikro-Ebene sozialer Wirklichkeit: *Menschliches Verhalten und soziales Handeln* sind zum einen auf der Ebene der Individuen (Verhalten) und zum anderen auf der Schicht der Kleingruppen (soziales Handeln)⁵⁹ lokalisiert.

Auf diese wirken nun erstens jene ganz konkreten sozialen Strukturen ein, die auf den höheren Schichten vorzufinden sind und im Folgenden *manifeste kulturelle Muster* genannt werden: Institutionen, Organisationen, politische Systeme und dergleichen mehr. Zweitens haben natürlich all jene kulturspezifischen Deutungsroutinen, Normen und Wissensbestände, denen Individuen von Geburt an permanent ausgesetzt sind, Auswirkungen auf Verhalten und Handeln. Diese *latenten kulturellen Muster* sind als zweite Variable in das Modell einzubeziehen. Und drittens sind es eben jene – hier besonders im Fokus stehenden – *biologischen Vorbedingungen*, die menschliches Verhalten und soziales Handeln prägen.

Die Konstruktion sozialer und politischer Wirklichkeit vollzieht sich, wie in ethnomethodologischer Perspektive deutlich wird, als stets andauernder Prozess von Verhalten und sozialem Handeln in (mehr oder weniger alltäglichen) Einzelsituationen. Soziale Wirklichkeitskonstruktion ist also ein der abhängigen Variable zuzuordnendes Phänomen.⁶⁰ Die Hypothese, dass sowohl *konstruierte* Transzendenz (als Formen latenter und manifester kultureller Muster) als auch *inhärente* Transzendenz (verstanden als biologische, letztlich aber physikalische Vorbedingungen) politische Ordnung zu stabilisieren helfen, wird also in diesem abstrakten Erklärungsmodell erfasst.

Die zugrunde liegende Annahme der Emergenz gibt nun vor, jeder dieser Variablen einen *unabhängigen Effekt* auf das Explanandum zu unterstellen. Weiterhin ist im Rahmen dieses Modells anzunehmen, dass biologische Vorbedingungen Auswirkungen auf alle anderen Variablen dergestalt haben, dass sie die mögliche Varianz der Phänomene auf höheren Ebenen begrenzen, nicht aber ganz deren spezifische Erscheinungsformen vorbestimmen. Es gibt tatsächlich keinen Grund anzunehmen, dass konkrete Baupläne von Institutionen, konkrete gesellschaftliche Organisationsprinzipien oder gar politische Kulturen und Ideologien genetisch ‚hart codiert‘⁶¹ seien, dass also biologische Vorbedingungen einen direkten Effekt auf kulturelle Muster hätten. Dagegen spricht allein schon die große Varianz der genannten Beispiele. Da aber all diese kulturellen Muster von Individuen prozessiert werden müssen, um als soziale Wirklichkeit in Geltung gehalten zu werden (oder

59 Siehe Kapitel 2.2.

60 Vgl. den Text zur Ethnomethodologie von Werner J. Patzelt in diesem Band, weiterführend W. Patzelt 1987.

61 Der Begriff stammt aus der Informatik und gibt an, dass Prozesse nicht dynamisch modelliert sind und somit kontextabhängig ablaufen, sondern im Programmcode ganz detailliert festgeschrieben sind. In der evolutionspsychologischen Literatur wird synonym dazu ‚hard wired‘ (‚fest verdrahtet‘) benutzt.

eben nicht), erfolgt deren Verarbeitung über die biologische ‚Hardware‘ und erlangt jene so stets intervenierenden Einfluss. Und da eben diese Hardware – nämlich Wahrnehmung, Informationsverarbeitung, Emotionen und der Einfluss all dessen auf die Interaktion mit der Umwelt – in der Regel der individuellen und auch kollektiven Dispositionsfreiheit entzogen ist, bildet sie jenes ‚Nadelöhr‘ sozialer Wirklichkeit, durch das – auf der Ebene von Individuen – jede Information, jeder Kommunikationsversuch und jede soziale Handlung hindurchmuss, um für das Sozialverhalten der Spezies *homo sapiens* eine Rolle zu spielen. *Biologische Vorbedingungen sind also Transzendenzen par excellence*, die – vermittelt über die Ebene der Individuen – stets einen indirekten Effekt auch auf latente und manifeste kulturelle Muster haben.

All diese Schlussfolgerungen ergeben sich zwingend aus der biologischen Evolutionstheorie, den basalen Erkenntnissen der biologischen Anthropologie und dem Modell des Schichtenbaus der Wirklichkeit. Jeweils bezogen auf konkrete Fragestellung und unter Hinzunahme einschlägiger Fachliteratur aus den beteiligten Disziplinen liefert dieses Modell somit weitreichende Hypothesen, die allesamt empirisch getestet werden können.⁶² Auch im Hinblick auf unsere Forschungsfrage wirft es Anschlussfragen auf. Welche inhärenten Transzendenzen sind es genau, die politische Ordnungskonstruktion (mit-)bedingen? Wie funktionieren sie, und in welcher Weise trägt ihre Funktionslogik zur Machbarkeit politischer Ordnung bei? Welche Wechselwirkungen zeitigen sie mit einschlägigen kulturellen Mustern, mit gesellschaftlichen Normen, Religionen, politischen Kulturen? Wie prägen sie entlang von sozialen Makrophänomenen entstehende individuelle Anreizstrukturen? Gibt es biologische Vorbedingungen, welche die Funktionserfüllung von konstruierten Transzendenzen bei der Stabilisierung politischer Ordnung begünstigen?

Auf diese Fragen wird im Folgenden eingegangen, indem exemplarisch aktuelle Befunde der relevanten Disziplinen zusammengetragen werden. Viele ebenfalls wichtige Faktoren müssen allerdings ausgeblendet werden, um das in diesem Rahmen Wesentliche herauszuarbeiten. Es sei deshalb ausdrücklich darauf hingewiesen, dass hier nur ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit der Interaktionen zwischen den genannten Variablen behandelt werden kann. Das ändert aber nichts an der Relevanz der zu präsentierenden empirischen Evidenzen.

Zu betonen ist an dieser Stelle auch, dass es *nicht* darum geht, den Einfluss genetischer *Unterschiede* zwischen Menschen zu beleuchten. Zwar gibt es – radikal-konstruktivistischen Positionen zum Trotz – ganz offensichtliche und zweifellos genetisch begründete Unterschiede zwischen Männern und Frauen, zwischen Blond- und Schwarzhäutigen, zwischen Blau- und Grünäugigen, zwischen Afrikanern und Asiaten. Hier wird aber davon ausgegangen, dass diese Unterschiede im Rah-

62 Siehe Abbildung 3 im Kapitel 5.1.

men unserer Fragestellung von sehr nachrangiger Relevanz sind.⁶³ Schließlich gleichen sich *alle* Menschen genetisch zu 99,9%.⁶⁴ Dabei sind gerade die hier wichtigen menschlichen Eigenschaften – Wahrnehmung, Kognition, Emotionen⁶⁵ – über Raum und Zeit hinweg relativ invariant. Der Anspruch bleibt also, ein Modell einer Natur *des* Menschen zu entwerfen, das die *für die gesamte Spezies typischen* Merkmale so abbildet, dass sie sozialwissenschaftliche Wissensbestände flankieren und bereichern, ungeklärte Fragen vielleicht sogar erhellen und manchen anthropologisch begründeten Theoriestreit schlichten oder entscheiden können. Und gleichzeitig erweist sich ganz konkret, was menschlicher Dispositionsfreiheit *entzogen* ist, was also jene inhärent unverfügbaren Elemente der *conditio humana* und damit jene Teile sozialer Wirklichkeit sind, deren Unverfügbarkeit *nicht* sozial konstruiert, sondern kausal und historisch *in der Entwicklungsgeschichte des Menschen begründet* ist. Übrigens ist, entgegen anderslautender Unterstellungen, genau das auch der die Soziobiologie und Evolutionspsychologie dominierende Forschungsansatz: Nicht um genetische Unterschiede geht es diesen Disziplinen, sondern um das evolutionäre Erbe der Spezies Mensch insgesamt.⁶⁶

4.2 Transzendente Universalien und kulturelle Variabilität

Letztlich kommt der Architektur des Gehirns im Zusammenhang mit unserer Fragestellung eine ganz zentrale Bedeutung als inhärente Transzendenz zu. Schließlich prozessiert es alle für Verhalten und soziales Handeln relevanten Informationen und Entscheidungen.

In Evolutionspsychologie und -biologie wird von einer *Modularität des Gehirns* ausgegangen.⁶⁷ Danach besteht unser Hirn aus vielen spezialisierten Mechanismen, die jeweils spezifische Lösungen für Anpassungsprobleme darstellen. Es lässt sich evolutionstheoretisch auch gar nicht anders plausibel machen, wie sich ein solch leistungsfähiges und so viel Energie verbrauchendes Organ entwickelt haben sollte, ohne dass ihm von Anfang an eine (oder mehrere) spezifische Aufgabe(n) oder Problemlösung(en) zugekommen wäre(n). Das ist allerdings eine der Vorstellung vom Gehirn als ‚Universalwerkzeug‘ oder ‚Allzweckwaffe‘ zuwiderlaufende Per-

63 Zwar würde die Betrachtung der (im Vergleich zu den anderen Beispielen doch tiefer verwurzelten) Unterschiedlichkeit von Männern und Frauen sehr wohl Mehrwert für diese Analyse generieren. Allerdings wird sie hier zunächst vernachlässigt, um den Text nicht mit Perspektiven zu überfrachten, die ethisch brisant sind. Allerdings ist aus biologischer Perspektive die Behauptung, Männer und Frauen seien *nicht* schon genetisch verschieden, absolut nicht haltbar. Vgl. dazu einführend E. Voland 2009, S. 136ff. und L. Workman/W. Reader 2008, S. 58ff., mit weiteren Literaturhinweisen zu den Schlagworten *male competition* und *female selection*.

64 Siehe H. Chial 2008.

65 Zur Universalität von Emotionen siehe P. Ekman/W. Friesen 1971 und P. Ekman 1980.

66 Vgl. E. Voland 2009, S. 2ff.

67 Vgl. L. Workman/W. Reader 2008, S. 21f., S. Hampton 2010, S. 33f.

spektive. Und so sind die von Tooby und Cosmides aufgestellten fünf Prinzipien zur Verbindung von Modularität und evolutionärer Adaption auch als eine anthropologische Gegenposition zum SSSM zu verstehen.⁶⁸

- Das Gehirn ist ein physisches System, das wie ein Computer arbeitet. Es bringt für den Organismus die Funktion, den jeweiligen Umständen angemessenes Verhalten zu produzieren.
- Es wurde und wird im Lauf der Evolution geformt und ist somit dafür optimiert, Probleme zu lösen, denen Menschen und deren Vorfahren ausgesetzt waren.
- „Consciousness is only the tip of the iceberg“:⁶⁹ Ein großer Teil der neuronalen Prozesse läuft unterhalb der Ebene des Bewusstseins ab.⁷⁰
- Verschiedene neurale Schaltkreise (die allerdings nicht notwendigerweise auch räumlich getrennt im Hirn aufzufinden sein müssen) sind spezialisiert auf die Lösung verschiedener adaptiver Probleme.
- Diese Problemlösungsmechanismen sind angepasst an die Herausforderungen, denen sich Menschen in Jäger- und Sammler-Gesellschaften des Pleistozäns stellen mussten – eben an das *environment of evolutionary adaptedness*.⁷¹

Natürlich ist das Gehirn nicht nur ein ‚Sammelsurium‘ voneinander unabhängiger Module. Vielmehr sind jene in vielfältiger Weise miteinander verschaltet. Einige von ihnen sind *Meta-Module*, die basale Schaltkreise verbinden und so emergente Funktionen hervorbringen. Auch das Gehirn ist anatomisch und funktional in Ebenen aufgebaut, die sich im Laufe der Zeit pfadabhängig übereinander geschichtet haben.⁷²

68 Siehe L. Workman/W. Reader 2008, S. 22, im Original bei J. Tooby/L. Cosmides 1997. Siehe auch Kapitel 2.

69 L. Workman/W. Reader 2008, S. 22.

70 Unsere bewusste Wahrnehmung führt uns also in die Irre, indem sie den Eindruck erweckt, Menschen gelänge auch sehr komplexe Informationsverarbeitung ganz „müheles“. Immer wieder scheiternde Versuche, künstliche Intelligenz zu erzeugen oder wenigstens zu simulieren, zeigen vielmehr, dass dem gerade nicht so ist. Denn die unterbewusst ablaufenden Prozesse der Informationsaufnahme, -filterung und -aufarbeitung sind überaus komplex und noch längst nicht restlos verstanden.

71 Zum EEA siehe Kapitel 3.

72 So wird das für basale Prozesse wie Atmung, Herzschlag und Reflexe zuständige Stammhirn auch „Reptilienhirn“ genannt, weil es entwicklungsgeschichtlich so alt ist, dass es auf gemeinsame Vorfahren mit Echsen zurückgeht: etwa 500 Millionen Jahre. Darüber schichtete sich vor etwa 200 bis 300 Millionen Jahren das limbische System, das zum Beispiel für Emotionen, Lernen und Gedächtnis zuständig ist. Erst das nur 50 Millionen Jahre alte Großhirn, das ‚Denkhirn‘, macht dann – in Verbindung mit den anderen Teilen – jene komplexen kognitiven Leistungen möglich, die uns subjektiv so ‚natürlich‘ erscheinen. Zu Aufbau und Entwicklung des Gehirns siehe einführend und mit weiteren Literaturhinweisen M. Pritzel/M. Brand/H. Markowitsch 2009.

All diese Argumente sprechen nun augenscheinlich dafür, dass es einen großen Fundus inhärenter Transzendenzen gibt, die unserer gesamten Spezies im Hier und Jetzt vorgegeben sind. Zeigen aber nicht Erfahrung und wissenschaftliche Evidenzen, dass Menschen und kulturelle Muster so verschieden sind, dass von angeborenen neuralen oder gar psychischen Vorbedingungen politischer Ordnungskonstruktion zu sprechen absurd wäre oder keine konkrete Bedeutung hätte? Zeigt nicht eben die Varianz an Charakteren und Persönlichkeiten, an Kulturen, Religionen, ethischen Kodizes und institutionellen Ausgestaltungsmöglichkeiten, dass *nichts sozialwissenschaftlich Relevantes* angeboren sein kann?

Die Auflösung dieses scheinbaren Widerspruchs zwischen zwingender evolutionstheoretischer Plausibilität sowie genetischer Evidenz für universelle menschliche Eigenschaften einerseits und der Empirie der Unterschiedlichkeit andererseits lässt sich nicht sinnvoll vorantreiben, wenn in einander ausschließenden Kategorien *angeborener* und *erworbener* Eigenschaften gedacht wird.⁷³ Wie bereits gezeigt wurde, liegt die Lösung darin, die intellektuelle Aufmerksamkeit nicht auf einen Gegensatz zu fokussieren.⁷⁴ Viel fruchtbringender ist es, solch antagonistisches Denken aufzugeben und zu erkennen, wie Gene und Umwelt miteinander *wechselwirken*. Mindestens drei Arten von Wechselwirkungen sind dabei zu unterscheiden.

Erstens ist uns eben tatsächlich vieles angeboren und damit auf biologischer Ebene zunächst ganz ohne Wenn und Aber unverfügbar. Viele Beispiele wurden schon genannt. Wir hängen von unserer Wahrnehmung und von körperlichen Restriktionen ab. Der Notwendigkeit der Nährstoffaufnahme kann man sich ebenso wenig entziehen wie der starken audiovisuellen Fokussierung unserer Wahrnehmung und deren zusätzlicher Limitierung auf gewisse Ausschnitte des jeweiligen Wellenspektrums.⁷⁵ Solche inhärenten Transzendenzen sind ‚hart kodiert‘ und unausweichlich. Zwar können wir Infrarotlicht inzwischen sichtbar machen – aber nur, indem es technisch in für menschliche Augen wahrnehmbare Wellenlängen ‚übersetzt‘ wird. Allerdings machen uns solche Einschränkungen nicht schon zu ‚Mängelwesen‘.⁷⁶ Es war genau diese sensorische Fokussierung evolutionär sehr erfolgreich. Schließlich honoriert der Prozess der Evolution jene Individuen, die besser als andere Probleme lösen – und folglich wahrnehmen können. Neben solchen hart kodierten Input-Restriktionen gibt es zudem auf der Output-Seite *geschlossene Verhaltensprogramme* wie Panikreaktionen und Fluchtreflexe, deren Ablaufen unserem individuellen Einfluss entzogen und deren evolutionäre Sinnhaftigkeit ganz offensichtlich ist.⁷⁷

73 Vgl. L. Workman/W. Reader 2008, S. 112ff., E. Voland 2009, S. 10ff.

74 Siehe zum Verhältnis von Natur und Kultur Kapitel 3.1.

75 Zu den menschlichen Erkenntnisgrenzen siehe Kapitel 3.

76 A. Gehlen 1997.

77 E. Mayr 1974.

Zweitens sind aber viele menschliche Eigenschaften gerade nicht hart kodiert. Menschliches Denken, Verhalten oder gar soziales Handeln sind keinesfalls zum Zeitpunkt der Geburt genetisch vollständig determiniert. Aber das Wirken inhärenter Transzendenzen in Form von ‚*offenen Verhaltensprogrammen*‘ erlaubt nur eine *spezifische Varianz* vieler psychischer und sozialer Charakteristiken.⁷⁸ So fallen einige der wichtigsten ‚Entscheidungen‘ in der Entwicklung von Menschen ganz unbewusst zu einem sehr frühen Zeitpunkt in der kindlichen Entwicklung. Die *Attachment-Theorie* zeigt, dass Kinder abhängig vom Verhalten der Eltern unterschiedliche Strategien entwickeln, deren Aufmerksamkeit zu erlangen. Unter der Annahme des methodischen Kollektivismus, dass menschliches Verhalten nur von Kultur abhängt, und den Fakt ernst nehmend, dass alle Kinder unter ganz spezifischen Bedingungen aufwachsen, müsste deshalb eine riesige Menge unterschiedlicher Verhaltensstrategien zu beobachten sein. Jay Belsky fand aber derer nur drei.⁷⁹ Es ist weiterhin bekannt, dass diese *Attachment-Typen* (neben anderen Faktoren) großen Einfluss auf die Entwicklung der späteren Persönlichkeitsstrukturen haben.⁸⁰ Das spricht sehr für die Existenz von flexiblen Verhaltensprogrammen: Individuelle menschliche Entwicklung läuft hochgradig umweltsensitiv ab, bleibt dabei aber in genetisch angelegten Bahnen.

Welche Persönlichkeit ein Mensch im Erwachsenenalter haben wird, ist also in keiner Weise zum Zeitpunkt seiner Geburt bereits entschieden. Das Gegenteil ist der Fall: Zwillingsstudien zeigen, dass sich eineiige Zwillinge in verschiedenen Umgebungen sehr unterschiedlich entwickeln können, während genetisch nicht verwandte Adoptivgeschwister unter ähnlichen Bedingungen auch sehr ähnliche Merkmale entwickeln.⁸¹ Ganz offensichtlich ist die gesamte Persönlichkeit eines Individuums also sehr stark von Umwelteinflüssen abhängig. Die Befunde der differentiellen Psychologie zeigen aber, dass auch die relativ geringe Spannweite möglicher Persönlichkeitsmerkmale in krassem Gegensatz zur großen Varianz der Umwelteinflüsse steht. Im Großen und Ganzen hat man sich auf fünf bis acht Dimensionen geeinigt, um Persönlichkeiten sinnvoll zu klassifizieren.⁸² Die jeweilige Gewichtung und Konstellation dieser Dimensionen weist zwar aufgrund der hochspezifischen Umweltbedingungen jedes Einzelmenschen eine riesige Varianz zwischen den Individuen auf. Dieser Befund darf aber nicht darüber hinweg täuschen, dass sich Persönlichkeiten eben durchaus entlang dieser Dimensionen typisieren lassen – und dass diese Typen sich jeweils funktional zumindest auf ähnliche Ursachen in

78 Ebd.

79 Siehe L. Workman/W. Reader 2008, S. 152ff., klassisch dazu J. Belsky 1997.

80 Siehe J. Bowlby 1951 und 1969.

81 Siehe L. Workman/W. Reader 2008, S. 161ff., basierend auf J. Harris 1995 und 1998.

82 Vgl. J. Asendorpf 2005, S. 151ff. und P. Fiedler 2007, 79ff. und 100ff.; zu den evolutionspsychologischen Hintergründen siehe L. Workman/W. Reader 2008, S. 363ff.

der Persönlichkeitsentwicklung zurückführen lassen.⁸³ All das spricht, zusammengekommen, sehr dafür, dass inhärent transzendente, doch offene Verhaltensprogramme eine angebbare Menge von Entwicklungsoptionen zur Verfügung stellen, aus denen auf Basis von Umweltinformationen ausgewählt wird.⁸⁴

Diese Auswahl erfolgt im Wege der *Prägung menschlichen Verhaltens*. Entlang spezifischer Umweltinformationen, die auch biologisch bedingt ganz selektiv wahrgenommen werden (wie etwa Sprache, Gesichtsausdrücke, elterliches Bindungsverhalten, Signale von Belohnung und Bestrafung uvm.), entwickeln sich Persönlichkeitsmerkmale, Weltdeutungsrouninen und individuelle Fähigkeiten. Solche Prozesse sind dem betroffenen Individuum schon deshalb unverfügbar, weil sie in sehr frühen Phasen seiner Entwicklung ablaufen. Auch ein planvolles Prägen durch Eltern, Erzieher und Lehrer ist nur sehr eingeschränkt möglich, weil viele der relevanten Trigger auch von ihnen nicht bewusst prozessiert werden. In der Summe senden also einerseits psychologische Charakteristika von Bezugspersonen und andererseits kulturelle Muster sowie natürliche Zusammenhänge, in die all das eingebettet ist, in der frühen Kindheitsentwicklung Signale, die im Zuge einer genotypisch fixierten *gerichteten Entwicklung* entscheidende Impulse für eine phänotypisch ganz individuelle Entwicklung liefern.⁸⁵ Hier liegt offenkundig die theoretische Schnittstelle zum methodologischen Kollektivismus. Denn tatsächlich lernen Kinder entlang von Informationen aus der (heute eben vorrangig kulturellen) Umwelt, welche der möglichen Verhaltensstrategien angemessen scheinen. *Welche* aber zur Wahl stehen und *wie* die Auswahl getroffen wird, bleibt aufgrund der genetischen Kodierung inhärent unverfügbar.

Viele solcher *transzendenten verhaltenssteuernden Mechanismen* sind – drittens – sogar situativ höchst sensitiv gegenüber Umwelteinflüssen. Sogenannte *konditionale Strategien* sind „evolvierte Regelsammlung[en], die festleg[en], mit welcher Wahrscheinlichkeit welches Verhalten unter welchen Bedingungen gezeigt wird.“⁸⁶ Sie funktionieren nach folgendem Muster: ‚Wenn Du in der Umwelt mehr X als Y vorfindest, tue mehr A als B – und umgekehrt‘. Die grundlegende Funktionslogik ist stets die gleiche: „Wir haben es [...] mit strategischer Flexibilität zu tun. Ändern

83 Siehe S. Freud 1924, P. Miller 2009.

84 Ein weiteres ebenso basal wichtiges wie instruktives Beispiel ist das des Spracherwerbs. Während die Muttersprache von gesunden Kindern ganz leicht und spielerisch verinnerlicht wird, erweist sich das Lernen von Fremdsprachen schon in späteren Kindertagen als herausforderndes und strapaziöses Unterfangen. Übrigens wird all das wiederum erst von einer hart kodierten, inhärenten Transzendenz ermöglicht: der physiologischen Fähigkeit derart differenzierter Lautbildung. Ähnliches gilt für die Entwicklung von Religiosität; siehe hierzu W. Schiefenhövel/E. Voland 2009.

85 Unter dem *Genotyp* versteht man den genetischen Bauplan eines Organismus (also etwa: eines Säugetiers der Spezies Mensch). Hingegen ist der *Phänotyp* dessen ganz konkrete, unter spezifischen Umweltbedingungen und Lebenserfahrungen zustande gekommene Ausprägung in einem Individuum.

86 E. Voland 2009, S. 11.

sich die Bedingungen, ändert sich das Verhalten – jedoch nicht im Sinne einer kontingenten Zufälligkeit, sondern nach biologisch evolvierten Regeln.“⁸⁷ Hier wiederum liegt die theoretische Schnittstelle zum methodologischen Individualismus. Jene ist allerdings – nicht zuletzt durch die Arbeiten auf dem Feld der Verhaltensökonomie – schon viel besser kultiviert, als die zwischen den *life sciences* und den methodologischen Kollektivistinnen.⁸⁸

Da psychologische und kulturelle Unterschiedlichkeit für unsere Fragestellung nicht von vorrangiger Relevanz sind, wird es im Folgenden vor allem um ganz hart kodierte, geschlossene Verhaltensprogramme und um ebensolche konditionalen Strategien gehen. Für Beispiele und Belege sei deshalb auf die nächsten Abschnitte verwiesen. Es sollte aber auch klar geworden sein, wie inhärente Transendenzen kulturelle Phänomene einesteils bedingen und andernteils von ihnen geprägt werden, also: warum Menschen trotz – oder gerade wegen – einer gemeinsamen Natur eine so unüberschaubare kulturelle Vielfalt (re)produzieren konnten und können.

„Eine im Kern selbe ‚menschliche Natur‘ kann sich phänotypisch äußerst variabel präsentieren. Kulturelle Variabilität zu studieren, bedeutet unter evolutionärer Perspektive, die adaptive Funktionslogik der verhaltenssteuernden Prozesse zu studieren. Im Unterschied zu evolutionär agnostischen Ansätzen, die kulturelle Vielfalt als etwas im Zuge historischer Kontingenzen zufällig Entstandenes interpretieren, verstehen Soziobiologen kulturelle Unterschiede u.a. als entstanden durch adaptive Lösungen des biologisch evolvierten Gehirns vor dem Hintergrund ökologisch und historisch besonderer Anpassungsprobleme. Hinter der Idee von der menschlichen Natur steckt zwar letztlich eine genetische Theorie menschlichen Verhaltens, gleichwohl lässt diese viel Raum für die Möglichkeit, kulturelle Unterschiede ohne die Annahme genetischer Unterschiede interpretieren zu können.“⁸⁹

Menschliche Eigenschaften sind eben nicht *einerseits* erworben und *andererseits* ererbt. Sie sind vielmehr die Resultanten von *Gen-Umwelt-Beziehungen*. Ganz offenkundig haben kulturelle Arrangements großen Einfluss auf die Prägung von Menschen. Dass, wie und wann sie geprägt werden, ist aber inhärent transzendent. Nicht biologisch determiniert ist zwar das *Verhalten* des Individuums selbst, vollkommen determiniert aber die *Spannweite* seiner möglichen Verhaltensweisen.

4.3 Die natürlichen Vorbedingungen politischer Ordnung

Nachdem nun die Wechselbeziehungen von kulturellen und biologischen Faktoren abstrakt beschrieben wurden, sollen im nächsten Schritt einschlägige Befunde aus

87 Ebd.

88 Siehe dazu einführend E. Voland 2009, S. 23f. und einschlägige Literatur aus der Verhaltensökonomik, zum Beispiel N. Wilkinson 2007.

89 E. Voland 2009, S. 22.

den *life sciences* herangezogen werden, um konkret zu zeigen, wie solche Interaktionen ordnungskonstruktiv wirksam werden. Anspruch auf Vollständigkeit wird dabei natürlich nicht erhoben. Um aber keine aus politikwissenschaftlicher Sicht ganz zentralen Phänomenbereiche auszuklammern, soll eine ebenso allgemeine wie allgemein akzeptierte Definition von Politik die Analyse leiten. Sie lenkt unsere Aufmerksamkeit auf jene Themenbereiche, die für die Konstruktion politischer Ordnung besonders wichtig sind.

„Politik ist jenes menschliche Handeln, das auf die Herstellung und Durchsetzung allgemein verbindlicher Regelungen und Entscheidungen (d.h. von ‚allgemeiner Verbindlichkeit‘) in und zwischen Gruppen von Menschen abzielt.“⁹⁰

Allgemeine Verbindlichkeit als Ziel von Politik zeigt einerseits an, dass das Aufstellen und Befolgen von Regeln das zentrale Element politischer Ordnung ist. Naturwissenschaftliche Befunde zu Regelbefolgung und -verstößen sind in diesem Zusammenhang also hochinteressant. Zudem geht es bei diesen allgemeinen Regeln immer auch um *Ressourcenverteilung* und um die Produktion und Aufrechterhaltung von *öffentlichen Gütern*. Aktuelle Experimente mit spieltheoretischem und evolutionsbiologischem Hintergrund halten dazu spannende Ergebnisse bereit. Auch werden Erkenntnisse darüber höchst einschlägig sein, welchen biologischen Vorbedingungen *Integration und Abgrenzung* in und zwischen Gruppen unterliegen. Wie sich zeigen wird, spielen – anders als von den Sozialwissenschaften bisher angenommen – *Intuitionen und Emotionen* bei alldem eine wichtige Rolle.

4.3.1 Devianz und Trittbrettfahrer-Erkennung

An einem Institut der Universität von Newcastle wurde im Jahr 2006 folgender Versuch gemacht:⁹¹ Bereits seit Jahren gab es in der dortigen Teeküche eine Kasse des Vertrauens; Informationen zu den Preisen für Kaffee, Tee und Milch waren gut sichtbar angebracht und wurden auch halbjährlich über eine Rundmail allgemein bekannt gemacht. Dieses Szenario blieb für die Dauer des Versuchs unverändert. Die Teeküche war so eingerichtet und platziert, dass sich deren Besucher absolut unbeobachtet und damit auch frei vom Einfluss Dritter bei der Entscheidung darüber fühlen konnten, ob sie bezahlen wollten (‚kooperieren‘) oder nicht (‚defektieren‘). Jeder durstige Mitarbeiter konnte also frei von zu erwartenden Sanktionen wählen, ob er seinen Beitrag zum Kollektivgut „Teeküche“ leisten oder von ihm profitieren wollte, ohne die Kosten für dessen Aufrechterhaltung mitzutragen.⁹²

⁹⁰ W. Patzelt 2007a, S. 22.

⁹¹ Die folgende Schilderung basiert auf M. Bateson/D. Nettle/G. Roberts 2006.

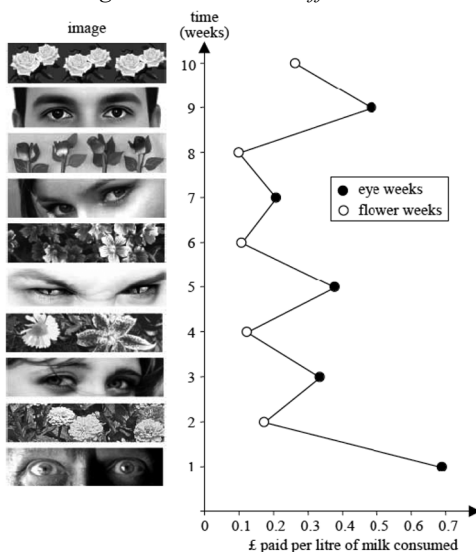
⁹² Zu Kollektivgütern, Trittbrettfahrern und den Dilemmata kollektiven Handelns allgemein siehe E. Ostrom 1999 und M. Olson 2004.

Das Setting bildete also das klassische ‚Trittbrettfahrerproblem‘⁹³ mit einem entscheidenden Akzent ab: Während der zweimonatigen Versuchsphase wurde wöchentlich ein anderes Poster in diese Küche gehängt, und zwar jeweils abwechselnd mit neutralen Blumen-Motiven und einem Bild Augenpaaren, die den Betrachter genau ansahen. Nach jeder Woche machten die Wissenschaftler Kassensturz und setzten das bezahlte Geld ins Verhältnis zur Menge der verbrauchten Milch, die Briten ja sowohl mit Tee als auch mit Kaffee kombinieren. Die in Abb. 1 visualisierten Ergebnisse sprechen für sich: Das ‚Gefühl‘, beobachtet zu werden, erhöhte die Bereitschaft zur Kooperation. Dieses ‚Gefühl‘ basierte *gerade nicht* auf bewusst prozessierten Informationen, denn ‚rational betrachtet‘ hatte sich die Anreizstruktur zwischen Blumen- und Augen-Wochen ja nicht geändert. Dieser sogenannte *Observer-Effekt* wurde in vielen anderen Studien reproduziert und gilt inzwischen als robuster, von automatischen und unterbewussten psychologischen Prozessen produzierter Effekt.⁹⁴

Offenbar verfügen Menschen über das Kooperationsverhalten steuernde, inhärent transzendente konditionale Strategien, die dem menschlichen Bewusstsein, der rationalen Dispositionsfreiheit entzogen sind. Diese Strategien arbeiten mit ‚quasi-rationalen‘ Entscheidungsregeln von der Art: „Verhalte Dich nicht unkooperativ, wenn Du dabei

beobachtet wirst!“ (vulgo: „Lass Dich beim Betrügen nicht erwischen!“). Sie wirken *handlungsleitend*, obwohl sie auf Informationen basieren, die *vorbewusst* (und damit nicht ‚rational‘ im eigentlichen Sinne des Wortes) prozessiert werden. Sie produzieren trotzdem für das Individuum nur genau solange vernünftiges Verhalten, wie sie in eine ‚natürliche‘ Umgebung eingebettet sind. Dysfunktional im Sinne irrationaler Ergebnisse werden diese unterbewussten Entscheidungsregeln erst, wenn

Abbildung 1: Der Observer-Effekt



Quelle: M. Bateson/D. Nettle/G. Roberts 2006, S. 413.

93 Vgl. ebd.

94 Zu den Ergebnissen von Replikationsstudien siehe M. Ernest-Jones/D. Nettle/M. Bateson 2011. Auch bei K. Tane/M. Takezawa 2011 findet sich eine Übersicht. Zudem fanden sie heraus, dass der Observer-Effekt bei Dunkelheit abnimmt.

sie auf Kulturphänomene wie Fotos treffen, auf die sie nicht angelegt sind. Die Tiefenstrukturen unseres Gehirns prozessieren die Abbildungen, solchermassen ‚getäuscht‘, als Hinweise auf ‚echte Beobachter‘.

Dieser irrationale Effekt wird kulturell schon lange ausgebeutet. Ob Totempfähle, das ‚Auge der Vorsehung‘ oder der ‚Große Bruder‘ in Orwells ‚1984‘: In Kunst und Kultur, aber auch in der Sphäre handfester Realpolitik wird der Observer-Effekt genutzt, um Menschen von deviantem Verhalten abzuhalten,⁹⁵ wird also auch unter (oft ebenfalls vorreflexiver, zumindest aber vorwissenschaftlicher) Ausnutzung einer inhärenten Transzendenz Ordnung stabilisiert.

Solcherlei Anwendungsbeispiele des Observer-Effekts lassen erkennen, dass dem Wunsch, sich nicht erwischen zu lassen, das Bedürfnis gegenübersteht, Trittbrettfahrer zu erkennen und zu sanktionieren. Der Grund dafür ist ein unterbewusst arbeitendes *Betrüger-Entdeckungs-Modul*, das wir in Grundzügen mit vielen anderen Spezies teilen: „Betrüger zu entlarven, gelingt uns leichter, als logisch zu denken, und ein differenziertes sozio-emotionales Gegenseitigkeitsempfinden gehört zu unserer evolvierten psychischen Grundausstattung.“⁹⁶ Auch erinnern wir dank eines experimentell nachgewiesenen *attention bias* Regelbrecher leichter als andere Personen.⁹⁷ Dies ist somit allem Anschein nach ein wirklich hart kodiertes Merkmal unserer Kognition.

Erst wenn beide inhärenten Transendenzen – Betrüger-Erkennung und Angst genau davor – ineinandergreifen, wird freilich deren immense ordnungskonstruktive Kraft wirksam. Dann nämlich kann davon ausgegangen werden, dass in Geltung befindliche Regelwerke antizipiert und dadurch reproduziert werden, dass Abweichler damit rechnen müssen, erkannt und sanktioniert zu werden – was diese deshalb tunlichst vermeiden. Und genau das ist es, was die den Texten dieses Bandes zugrunde liegende Theorie der Ethnomethodologie erwarten lässt – und eben auch in empirischen Studien auffindbar ist.⁹⁸ Genau dieser Mechanismus ist ebenfalls der Quell der Vorauswirkung von Macht, die so manche verhaltenssteuernde Antizipationsschleife entfaltet.⁹⁹ Ganz offensichtlich bedarf es dafür nicht unbedingt bewusst-rationaler Informationsverarbeitung. Den handelnden Individuen *unverfügbare biologische Vorbedingungen* sorgen dafür, dass Regeln und sich daraus ergebende Sanktionsgefahr ganz ‚natürlich‘ antizipiert und schon in ganz unreflektiertem Alltagshandeln reproduziert werden.

95 Vgl. M. Anhäuser 2007, S. 43.

96 E. Voland 2009, S. 82, dort auch weitere Befunde und Literaturhinweise.

97 Vgl. S. Vanneste et al. 2007. Die klassische Studie ist J. Tooby/L. Cosmides 1992, knapp vorgestellt bei L. Workman/W. Reader 2008, S. 256f.

98 Vgl. a.a.O.

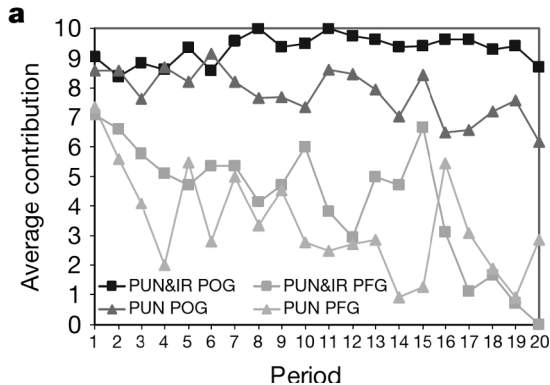
99 Zur Vorauswirkung von Macht über Antizipationsschleifen siehe Kapitel 5.2.

4.3.2 Kollektivgüter, Belohnung und Strafe

Manfred Milinski und seine Kollegen führen seit einigen Jahren sehr umfangreiche Versuche mit ihren Studienanfängern durch. Die Forscher lassen sie in streng kontrollierten Laborsituationen sogenannte *public goods games* spielen, in denen die „Tragödie der Allmende“ effektiv simuliert wird.¹⁰⁰ Dabei werden alle Spieler einer Runde (im klassischen Modell vier) aufgefordert, jeweils eine gewisse Summe (z.B. einen Euro) in einen gemeinsamen Topf zu zahlen. Dessen Inhalt wird dann verdoppelt und *allen* Spielern zu gleichen Teilen ausgezahlt – ganz unabhängig davon, ob und in welcher Höhe sie den Beitrag tatsächlich geleistet haben. Bezahlen also alle vier Spielerteilnehmer einen Euro, bekommt jeder zwei zurück. Verweigert aber ein Spieler seinen Beitrag, ergibt sich eine Gesamtsumme von nur noch drei Euro. Von den verdoppelten

sechs Euro gehen dann 1,50 Euro an jeden Spieler zurück. Für den Trittbrettfahrer ist das ein Reingewinn, die kooperativen Spieler verdienen hingegen nur 50 Cent. Sie profitieren also viel weniger vom Gemeingut als der Trittbrettfahrer, der nicht bereit ist, die Herstellungskosten des Gemeinguts mitzutragen. Ganz folgerichtig drifteten solche

Abbildung 2: Kooperation in public goods games



Quelle: B. Rockenbach/M. Milinski 2006.

Spiele, über mehrere Runden gespielt, von einer kooperativen Ausgangssituation stets schnell in ein Blockade-Patt ab, in dem die Spieler nicht mehr bereit sind, in den Topf einzuzahlen – und folglich auch keine Gewinne mehr machen können.¹⁰¹

Beim *public goods game* lassen sich nun vielerlei Parameter verändern. Die beiden für unsere Fragestellung wichtigsten seien hier genannt. Es kann – erstens – die *Sanktionsregel* des ‚teuren Bestrafens‘ eingeführt werden, bei der die Spieler sich Geldstrafen gegen Trittbrettfahrer kaufen können.¹⁰² Jene disziplinieren zwar den Abweichler durch monetäre Nachteile, zehren aber auch Teile des Gewinns der kooperativen Akteure auf. Den Spielern kann – zweitens – ein *Reputationsindex*

100 Zu den Experimenten von Manfred Milinski und seinen Kollegen siehe einführend und für weitere Literaturhinweise B. Rockenbach/M. Milinski 2006. Zur „Tragödie der Allmende“: G. Hardin 1968 und Ostrom 1999.

101 Vgl. B. Rockenbach/M. Milinski 2006, S. 718ff.

102 Vgl. ebd., zudem Ö. Gürek/B. Irlenbusch/B. Rockenbach 2006.

zugewiesen werden, der die Kooperationsbereitschaft der Spieler anzeigt.¹⁰³ Bestrafungs- und Reputationsmechanismus können auch miteinander kombiniert werden.

Abb. 2 zeigt die durchschnittlichen Einzahlungen bei derart variierten Spielsituationen und macht deutlich, *dass sowohl Bestrafung als auch Reputation die Kooperation verbessern*. Am schlechtesten schneidet das ‚reine‘ *public goods game* ab (PUN PFG). Das Einführen von Reputation stabilisiert die Kooperation, lässt sie aber zusammenbrechen, wenn das Ende der Spielsituation absehbar wird (PUN&IR PFG). Hingegen wirkt die Möglichkeit zur Bestrafung sehr positiv auf die durchschnittliche Kooperationsneigung der Spieler (PUN POG). Kombiniert man Reputation und Bestrafung, ist das Dilemma sogar nahezu aufgelöst (PUN&IR POG). Und lässt man den Spielern die Wahl, so wechseln sie recht schnell von Spielrunden ohne Bestrafungsmöglichkeit hin zu solchen mit „*sanctioning institutions*“.¹⁰⁴

Diese Befunde sind einerseits eine zwingende Folge der in uns arbeitenden, recht starren Mechanismen der Betrüger-Entdeckung und der konditionalen Strategien zur Vermeidung des ‚Sich-Erwischen-Lassens‘.¹⁰⁵ Sie zeigen andererseits auch, *wie diese Transzendenzen den Erfolg einiger sozialen Arrangements wahrscheinlicher machen als den anderer*. Zwar kann man versuchen, erfolgreiche (also kooperative) Vergemeinschaftung – und später Vergesellschaftung – nur auf die Gutwilligkeit der Individuen zu gründen. Nur werden die offenbar unverfügbaren inneren Mechanismen ein solches Projekt wohl unweigerlich in unauflösbare soziale Dilemma-Situationen führen. Die sozial konstruierten Spielregeln müssen nämlich zu den inhärent transzendenten Verhaltensregeln passen, falls eine nachhaltige Ordnung generiert werden soll. Zwar können die ganz konkreten Ausgestaltungsformen stark variieren; und das tun sie empirisch ja auch. Aber nur solche ‚Gesellschaftsverträge‘, die es Gutwilligen ermöglichen, Reputation anzusammeln und Abweichler zu bestrafen, werden es erlauben, Kollektivgüter auf Dauer zu stellen. Fast alle politischen Ordnungen haben folglich Indikatoren für Sozialprestige institutionalisiert; und keine kommt ohne Strukturen aus, die Regelverstöße ahnden.

Übrigens wird in neueren Studien Reputation auch mit Klatsch und Tratsch in Beziehung gesetzt.¹⁰⁶ Im täglichen Leben erfüllt dieser – zu den wenigen Kulturuniversalien zählende – *gossip* die Funktion, Informationen über die Reputation, also über die Vertrauenswürdigkeit, von Individuen zu erlangen und zu verbreiten. So entstehen auf inhärenten Transzendenzen basierende Antizipationsschleifen, die Menschen zu solchem Handeln verleiten, das sie nicht ‚ins Gerede‘ bringt. Zumindest in sozial gut vernetzten und gleichzeitig überschaubaren Gemeinwesen bewirkt das in Verbindung mit den noch zu beschreibenden In-Group/Out-Group-Phänomenen solche soziale Kontrolle, die existierende Ordnung effektiv stabilisie-

103 Vgl. M. Milinski/D. Semmann/H. Krambeck 2002.

104 Siehe Ö. Gürek/B. Irlenbusch/B. Rockenbach 2006.

105 Vgl. Kapitel 4.3.1.

106 Siehe N. Hess/E. Hagen 2006, knapp auch bei S. Hampton 2010, S. 91.

ren kann. Aber auch massenmediale Schlammschlachten und Image-Kampagnen sind kontingente Konsequenzen dieser inhärenten Transzendenz: Das Brandmarken von Abweichlern im Zuge ordnungskonstruktiv relevanter Diskurse kann genau deshalb so gut gelingen, weil es zur Natur des Menschen gehört, dafür sehr empfänglich zu sein.¹⁰⁷

4.3.3 Gruppenbindung und Xenophobie

Dass Politik und politische Ordnungskonstruktion in und zwischen Gruppen ganz wesentlich über die kognitive Kartierung in „wir und die anderen“ erfolgt, ist ein in den Sozialwissenschaften wohlbekannter und theoretisch vielfach gewürdigter Sachverhalt. Auch werden diese Phänomene funktional plausibel begründet. In den *life sciences* spricht man in diesem Zusammenhang von *proximaten Erklärungen*.¹⁰⁸ Eine solche Erklärung stellt auf die *unmittelbaren* Gründe und Ursachen eines Phänomens ab, etwa: „Gruppen von Menschen grenzen sich von anderen ab, um sich der eigenen Gruppenidentität zu vergewissern und die innere Kohäsion zu festigen.“ Ganz unabhängig von solchen – wahrscheinlich zutreffenden – Erklärungen kann man aber auch nach den *ultimaten Erklärungen* suchen, nach jenen nämlich, die begründen, *warum sich solches Verhalten überhaupt entwickeln und evolutionär erfolgreich sein konnte*: „Gruppen von Menschen grenzen sich von anderen ab, weil jene Gruppen, die dieses Verhalten zuerst zeigten, vielerlei Organisationsvorteile gegenüber anderen hatten (etwa beim Schutz vor Feinden oder bei der Jagd) – und sich so gegen diese anderen durchsetzen konnten.“

Eine solche ultimate Perspektive lenkt den Fokus auf die naturgeschichtliche Entwicklung von Gruppenbildungsverhalten. Sie rückt in den Blick, dass auch viele andere Spezies in regelhaft strukturierten Verbänden (Rudel, Herden, Kolonien, ‚Staaten‘,...) leben und Eindringlingen gegenüber vorsichtig oder gar feindselig sind. Tatsächlich zeigen etliche Vogelarten, Ratten und Primaten innerhalb der Gruppe prosoziales Verhalten, während sie gegenüber fremden Artgenossen sehr aggressiv vorgehen.¹⁰⁹ Vor diesem Hintergrund stellt sich also die Frage, ob es möglicherweise auch inhärente Transzendenz gibt, die die beim Menschen universelle *Ingroup/Outgroup-Orientierung* begründen und stabilisieren.¹¹⁰

Muzaffer Sherif sorgte 1935 mit einer diesbezüglich sehr aufschlussreichen Studie für Aufsehen, die den sogenannten ‚autokinetischen Effekt‘ ausnutzte. Diese

107 Vgl. zu solchen Diskursen etwa den Beitrag von Katharina Kern in diesem Band.

108 Vgl. E. Voland 2009, S. 9.

109 Siehe E. Voland 2009, S. 95-101 und K. Lorenz 2007, S. 154ff., für Befunde und weitere Literaturhinweise.

110 Hier kann nur knapp auf einige wohlbekannte sozialpsychologische Experimente eingegangen werden. Zu den vielfältigen biologischen Grundlagen und evolutionären Grundlagen des Gruppenlebens siehe einführend E. Voland 2009, S. 27ff., und D. Buss 2012, S. 267ff.

optische Täuschung bewirkt, dass eine kleine stationäre Lichtquelle in dunkler Umgebung (etwa ein Lichtpunkt in einem ganz verdunkelten Raum) aufgrund von fehlenden räumlichen Bezugspunkten als sich bewegend wahrgenommen wird. Der subjektive Eindruck der Art und Richtung der Bewegung variiert dabei stark (kreisförmig, nach oben und unten, links und rechts usw.).¹¹¹

Sherif setzte in einer ersten Gruppe wiederholt einzelne Probanden in einen solchen Raum und ließ sie ihre Wahrnehmung der Bewegung beschreiben. Diese waren, wie erwartet, intersubjektiv sehr unterschiedlich. Allerdings blieb die Wahrnehmung der einzelnen Probanden über mehrere Sitzungen hinweg jeweils stabil. In einer zweiten Versuchsgruppe wurden Probanden ebenfalls zunächst einzeln dem Experiment ausgesetzt und wiederholten es danach in kleinen Gruppen, die untereinander über ihre Eindrücke sprachen. Obwohl auch in dieser Versuchsgruppe nach Abschluss der Individual-Experimente sehr unterschiedliche Wahrnehmungen vorlagen, geschah in den Gruppensitzungen etwas Überraschendes: die Probanden einigten sich recht schnell auf eine gemeinsame Wahrnehmung der Bewegung des Lichtpunktes, glichen also die im ersten Schritt entwickelte persönliche Norm kommunikativ mit der nun entstehenden Gruppennorm ab. Eine dritte Gruppe sollte die Bewegung des Lichtpunktes zuerst in der Gruppe und dann einzeln einschätzen. Hier zeigte sich tatsächlich der umgekehrte Effekt: Die Probanden wichen auch in den Einzelexperimenten nicht von der im ersten Schritt entstandene Gruppennorm ab.¹¹²

Auch andere sozialpsychologische Experimente zeigen, wie schnell sich Menschen abseits von ‚bewusster Rationalität‘ innerhalb von Gruppen identifizieren und diese Identifikation auch aufrecht zu erhalten versuchen. Die populärsten Beispiele – das Stanford-Prison-Experiment, verfilmt in „Das Experiment“, und die wahre Geschichte hinter dem Buch „Die Welle“ von Morton Rhue¹¹³ – seien hier nur genannt. Eine weitere klassische Studie, das *Robber's-Cave-Experiment*, wurde ebenfalls von Muzafer Sherif durchgeführt. Sie zeigt, wie schnell sich Gruppen bilden können und wie stark der Zusammenhalt darin in kurzer Zeit wird.¹¹⁴ In einem Ferienlager brachte man zwei zufällig zusammengestellte Gruppen von Jungen, die sich vorher nicht kannten, für eine Woche voneinander getrennt unter, bevor sie zu Wettbewerben gegeneinander antreten sollten. Schon nach kurzer Zeit kam es während dieser Wettbewerbe zu einem aggressiven und gewalttätigen Verhalten zwischen den Gruppen, das sich auch nicht durch spätere gemeinsame Aktivitäten abbauen ließ. Erst als durch die Versuchsleiter eine (imaginäre) dritte Gruppe eingeführt wurde, die angeblich von außerhalb des Camps kam, um dieses zu verwüsten und die Wasserleitungen zu beschädigen, und als deshalb *beide* Gruppen ‚benötigt‘

111 Vgl. M. Sherif 1935.

112 Vgl. ebd.

113 Siehe M. Rhue 1997 und C. Haney/C. Banks/P. Zimbardo 1973.

114 Siehe M. Sherif 1956.

wurden, um das Camp *gemeinsam* zu bewachen, näherten sie sich einander an – ohne jedoch ihre ursprüngliche (aber ebenfalls nur wenige Tage alte) Gruppenzugehörigkeit ganz aufzugeben.¹¹⁵

Was ist aus alledem nun für unsere Fragestellung zu lernen? Das Lichtpunkt-Experiment und viele andere Studien bestätigen eines jeden Alltagserfahrung, dass Gruppenbildung vorreflexive, vorbewusste Komponenten hat. Offenbar wird mit Konformität auch keineswegs nur der Zweck verfolgt, nicht als Trittbrettfahrer erkannt zu werden, wie das die in den letzten Kapiteln vorgestellten Befunde ja nahelegen könnten. Vielmehr hat schon die individuelle Wahrnehmung der eigenen Identität neben persönlichen auch soziale Komponenten.¹¹⁶ Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe gehört zu den ganz basalen, individueller Rationalität entzogenen, sozialen Bedürfnissen. Und diese Zugehörigkeit findet ihren Niederschlag und Kristallisationspunkt offenbar in geteilten Wissensbeständen, Deutungsmustern und Normen. Auch scheint die ‚Wahrheit‘ oder sachliche Notwendigkeit dieser latenten kulturellen Muster individuell zumindest keine vorrangige Rolle zu spielen. Vielmehr haben solche Gruppennormen identitätsstiftende Funktionen als „Wirt-Ideologie“ und als Abgrenzungskriterium zu erfüllen.¹¹⁷ Entsprechend rigide wird gegen jene vorgegangen, die anderen Gruppen und somit anderen Normen anhängen. Allein schon die drastische Art, in der Konflikte zwischen Gruppen mit identitätsstiftenden latenten kulturellen Mustern (Gangs, Stämme, Fußball-Hooligans, aber auch Ethnien, Nationen und Religionsgemeinschaften) immer wieder ausgetragen werden, stützt die Vermutung, dabei seien nicht nur rationale Kalküle im Spiel, sondern ‚verletzte Gefühle‘ und bedrohte Identitäten. Besonders instruktiv ist in dieser Hinsicht, dass die Gruppen im Robber’s-Cave-Experiment sich erst wieder zu Kooperation bewegen ließen, als ein äußerer Feind die – zumindest narrativ vorgeblendete – Bildfläche betrat. Dieser „*Dualismus der Ethik*“,¹¹⁸ das Zusammenspiel von konfliktminimierender und kräftebündelnder Binnenmoral einerseits und aggressiver Abgrenzung, Fremdenhass und Intoleranz andererseits, gehört anscheinend ebenfalls zu den sehr tief verwurzelten inhärenten Transzendenz der menschlichen Natur, die Vergemeinschaftung und – darauf aufsetzend – Vergesellschaftung sowie politische Ordnung ganz maßgeblich bedingen und prägen. Geteilte Wissensbestände, Deutungsmuster und Normen scheinen für die Kenntlichmachung von Gruppenzugehörigkeit dabei viel wichtiger zu sein als alle biologischen Merkmale: Anders als andere Tiere erkennen wir Insider und Outsider nicht am Geruch, sondern an Sprache, Kleidung, Perspektiven auf die Welt, Werten, also an *kulturellen Markern*.

115 Vgl. ebd. und einführend L. Workman/W. Reader 2008, S. 222f.

116 Vgl. S. Hampton 2010, S. 92.

117 Vgl. E. Voland 2009, S. 93.

118 M. Kulischer 1885, S. 213, zitiert nach E. Voland 2009, S. 93.

Nun sind alle vorgestellten Befunde zumindest jenen Sozialwissenschaftlern wohlbekannt, die sich wenigstens oberflächlich mit Sozialpsychologie befasst haben. Interessanterweise aber wurde meist ausgeblendet, dass solches Verhalten auf Basis von *sozial*wissenschaftlichen Menschenbildern nicht restlos erklärbar ist. Erst wenn man in Rechnung stellt, dass Gruppenverhalten seine Wurzeln in Jäger-und-Sammler-Gesellschaften, ja auch in alledem weit vorausliegenden Hominiden-Sozietäten hat, wird klar und plausibel, dass rein kulturelle Erklärungen zu kurz greifen. Die menschliche Sozialität, deren Kehrseite die Abgrenzung von „den Anderen“ ist, löste nämlich schon adaptive Probleme, längst bevor sie sich gemeinsam mit einem enormen kulturellen Überbau weiterentwickelte und ausdifferenzierte. Auch unsere nächsten Verwandten, die Schimpansen, zeigen nämlich solches Gruppenverhalten. Die berühmte Primatenforscherin Jane Goodall beobachtete Schimpansengruppen bei Gewaltexzessen gegenüber rivalisierenden Gruppen und zeigte sogar, dass selbst Kriegsführung kein spezifisch menschliches Wesensmerkmal ist.¹¹⁹

Latente kulturelle Muster (geteilte Wissensbestände, Deutungsroutrinen und Normen) bilden also zwar den funktionalen, nicht aber unbedingt auch inhaltlich begründeten Kristallisationspunkt von Gruppenidentitäten. Wie das Lichtpunkt-Experiment zeigt, wird vielmehr inhaltlich (nämlich über die Bewegung des Lichtpunktes) eine Gruppennorm sozial konstruiert, die in der Folge individuell als unverfügbar nicht nur ‚angesehen‘, sondern – im Wortsinn – ‚wahrgenommen‘ wird. Das Bedürfnis und die Fähigkeit, auf diese Weise sozial zu handeln, ist aber ein von diesen konstruierten kulturellen Mustern analytisch zu trennendes Phänomen, und es hat seine Wurzeln in biologischen Unverfügbarkeiten, die wir mit anderen Tieren teilen.

Über die ultimatzen Ursachen, darüber also, wie sich solches Verhalten evolutionär entwickeln und durchsetzen konnte, sind sich Vertreter der *life sciences* übrigens selbst oft noch uneins. Lange Zeit wurden die Wurzeln dieses Verhaltens ausschließlich in der Verwandtenselektion und im reziproken Altruismus gesehen.¹²⁰ Ganz überzeugend war diese Sichtweise nie; aber es war die einzige, die mit der – viel zu oft wegen des provokanten Dawkins’schen Buchtitels missverstandenen – Annahme des *egoistischen Gens* vereinbar war.¹²¹ Diese besagt, dass die Selektion der Evolution nur auf der Ebene der Gene ansetzt.¹²² Inzwischen aber wird dank des Alterswerks des Gründervaters der Soziobiologie, E. O. Wilson, auch die lange im Abseits stehende Gruppenselektions-Theorie in den Evolutionswissenschaften wie-

119 Vgl. J. Goodall 1986.

120 Für basale Informationen und weitere Literatur siehe D. Buss 2012, S. 267ff., E. Voland 2009, S. 69ff. und L. Workman/W. Reader 2008, S. 182ff.

121 R. Dawkins 1996.

122 Die Selektionslogik kann hier nicht ausgeführt werden. Siehe dazu ebd. oder in jedem Einführungswerk der Evolutionsbiologie und -psychologie.

der salonfähig.¹²³ Sie besagt, dass durchaus auch Gruppen Objekte der Selektion sein können und dass somit auch prosoziales Verhalten außerhalb der Familie im evolutionären Sinne rational sein kann. Die sich gerade am evolutionsbiologischen Horizont abzeichnende *Mehrebenen-Selektions-Theorie* wird jedenfalls um Einiges anschlussfähiger an sozialwissenschaftliche Theorien sein, als es genzentrierte Ansätze im Bereich sozialer Meso- und Makrophänomene sind.¹²⁴

4.3.4 Intuitionen, Emotionen und politische Ordnung

Biologen und Psychologen bringen Verhalten, wie das in den letzten Abschnitten beschriebene, in enge Verbindung mit menschlichen Emotionen. Und die Zusammenhänge sind auch ganz offensichtlich: Soziale Deprivation und Ausgrenzung werden als Schmerzen empfunden, und Fairness wird auf emotionaler Ebene positiv bewertet.¹²⁵

Bei Schimpansen lassen sich dahingehend sehr interessante Beobachtungen machen. Obwohl diese Primaten ihre Nahrung normalerweise recht friedlich teilen, kommt es auch hin und wieder zu Konflikten. Auffällig ist, dass großzügige Tiere dabei seltener Opfer von Aggressionen werden als geizige. Zudem kann zwischen dem Teilungsverhalten und den Konflikten beträchtliche Zeit liegen, sodass schon bei Primaten von einem „sozialen Langzeit-Gedächtnis“¹²⁶ ausgegangen werden muss.¹²⁷ Auf dessen Basis kommt es zu *moralischer Aggression*, wenn einzelne Gruppenmitglieder eigentlich geltende Reziprozitätsnormen durch egoistische Selbstbevorzugung verletzen.¹²⁸ Solcherlei soziales Handeln erfordert zwar ein hohes Maß an sozialer Kognition, aber offenbar noch keinen ‚menschlichen Intellekt‘. Tatsächlich reagieren nicht nur unsere nächsten Verwandten, sondern auch andere Säugetiere (Elefanten, Hunde, usw.)¹²⁹ ungehalten, wenn sich andere nicht sozial (oder auch: ‚amoralisch‘) verhalten.

Der ‚genetische Sinn‘ dieser *moralischen Emotionen* liegt ganz eindeutig darin, zuverlässig solches Verhalten zu induzieren, das Trittbrettfahren durch Strafen teuer macht. Damit ist eine Triebfeder des Verhaltens der Probanden der im letzten Abschnitt geschilderten Milinski-Experimente auf vormenschliche Wurzeln zurückgeführt. Gleichzeitig ist gezeigt, dass Emotionen als Ergebnis vorbewusster, quasi-

123 Siehe E. Wilson 2012 und M. Nowak/C. Tarnita/E. Wilson 2010. Derzeit findet zu diesem Thema ein Schlagabtausch zwischen E.O. Wilson und Richard Dawkins statt.

124 Für kurze Zusammenfassungen der Diskussion mit weiteren Literaturhinweisen siehe L. Workman/W. Reader 2008, S. 51, D. Buss 2012, S. 409 und D. Wilson 2007, S. 49ff.

125 Vgl. J. Bauer 2011, S. 58ff. Für allgemeine Überlegungen zur Rolle von Emotionen in der Politik siehe F. Dustdar 2008.

126 Vgl. E. Voland 2009, S. 80.

127 Siehe ebd. und F. De Waal 1989.

128 Siehe R. Trivers 1971.

129 Siehe T. Clutton-Brock/G. Parker 1995.

rationaler Kalküle die Funktion haben, auf Handlungsentscheidungen einzuwirken. Tatsächlich haben viele Menschen oft ein ‚Bauchgefühl‘ darüber, welche Entscheidung richtig wäre – und liegen damit oft auch ganz richtig. Diese Intuitionen sind aber nichts Anderes als Handlungsimpulse, die auf vorbewussten, offenen Verhaltensprogrammen und konditionalen Strategien basieren.¹³⁰

Solche moralischen Empfindungen gehören zu den Grundbedingungen komplexer sozialer Ordnungen. Dass Menschen negative Empfindungen haben, wenn sie sich benachteiligt fühlen, und dass sie sich darüber hinaus durchaus prosozial und altruistisch verhalten, um Ausgrenzung oder Strafe zu vermeiden, ist jedenfalls aller Wahrscheinlichkeit nach keine Kulturleistung, sondern eine *unverfügbare Vorbedingung menschlicher Ordnungskonstruktion*. Die Legitimität politischer Führung hat damit ebenso unverzichtbare emotionale Komponenten, wie das für demokratische Wahlakte und Institutionenvertrauen gilt. Und blickt man aus dieser Perspektive darauf, wie Politik schon immer inszeniert wurde, wird auch schnell klar, dass das unter jenen, die auf Legitimität und Unterstützung angewiesen sind, ohnehin ein offenes Geheimnis ist.

Politikwissenschaftliche Anthropologien müssen deshalb gerade die Rolle von Emotionen systematisch berücksichtigen. Intuitionen und Emotionen sind nämlich ganz konkrete Erscheinungsformen inhärenter Transzendenzen, die ordnungskonstruktive Wirkung entfalten. Sie sind auf das Engste mit unserer Sozialität verknüpft, beeinflussen stark unser Sozialverhalten und fungieren gleichsam als inneres Bewertungssystem für eigenes und fremdes Verhalten. Damit bilden sie die inhärent transzendente Schnittstelle zu allen kulturellen Normensystemen. Auch die hohe Sensibilität für Reputation, die im letzten Abschnitt vorgestellt wurde, nehmen wir unter anderem emotional wahr. Das alles zeigt: Soziale Emotionen wie Scham, Neid und Stolz, desgleichen soziale Intuitionen wie Fairness und Gerechtigkeit sind evolvierte biologische Transzendenzen, die uns dazu ‚befähigen‘, kooperative Ordnungsstrukturen aufrechtzuerhalten.¹³¹ Gerade sie bilden jene menschliche ‚Tiefenschicht‘, mit der politische Ordnung auf der *Individualebene* im Großen und Ganzen in Einklang sein muss, um auf der *Aggregatebene* stabil zu bleiben.

5. INHÄRENTE TRANSZENDENZEN UND DIE KONSTRUKTION POLITISCHER ORDNUNG

Welchen natürlichen Vorbedingungen unterliegt politische Ordnungskonstruktion? Die Beantwortung dieser Frage machte es erforderlich, über die bisher in den Sozi-

130 Siehe F. Dustdar 2008, S. 34f.

131 Und genau diese Emotionen nehmen all jene Ethnomethoden ins Visier, die darauf abzielen, abweichendes Verhalten zu unterbinden. Siehe a.a.O.

alwissenshaften gängigen Menschenbilder hinauszugehen und die Befunde der evolutionären Anthropologie zur Kenntnis zu nehmen. Dazu wurde zunächst der intellektuell unterkomplexe Gegensatz zwischen „Natur“ und „Kultur“, zwischen „angeboren“ und „erlernt“ zugunsten eines emergentistischen Mehrebenenmodells aufgelöst, in dem natürlichen Faktoren eine historisch und kausal grundlegende Rolle zukommt. Ein kausales Modell menschlichen Verhaltens und sozialen Handelns wurde entworfen, das kulturelle und natürliche Bedingungen samt ihren Wechselwirkungen gleichermaßen würdigt. Unter Zuhilfenahme dieses *holistischen Ansatzes* wurden sodann für die politische Ordnungskonstruktion besonders wichtige Phänomenbereiche der sozialen Wirklichkeit auf inhärente Transendenzen und deren Wirkungsweise hin untersucht. Aus den Erkenntnissen lassen sich auf beiden von der Fragestellung angezielten Ebenen wichtige Befunde ableiten. Zum einen ist klar geworden, dass das sozialwissenschaftlicher Theoriebildung zugrundeliegende Menschenbild ein *ganzheitliches* sein muss. Es muss *konstruierte* Transendenzen ebenso in das Erklärungsmodell menschlichen Verhaltens einbeziehen wie jene *inhärenten Transendenzen*, die individuelle Entscheidungsregeln prägen. Und zum anderen fördert eine solche anthropologische Perspektive vielerlei biologische Vorbedingungen der Konstruktion politischer Ordnung zutage.

5.1 Ein holistisches Modell der Natur des Menschen

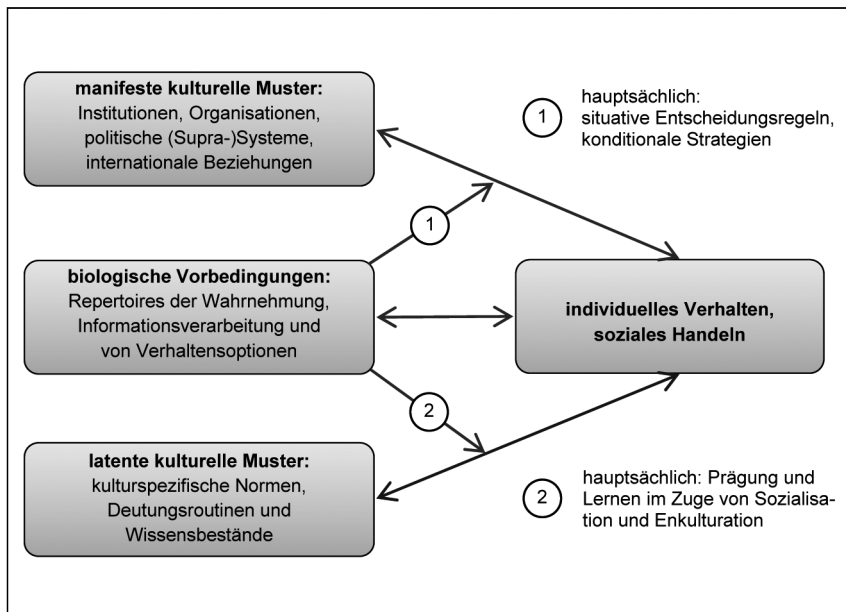
Eine *holistische Anthropologie*, die der Wirkung kultureller und biologischer Faktoren gerecht wird, muss insgesamt vier wesentlichen Argumenten gerecht werden.

Erstens ist festzuhalten, dass Kultur zwar als *eigenständig* wirkender Faktor zu betrachten ist, dieser aber *auf natürlichen Vorbedingungen basiert*, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Einesteils sind die „Baustoffe der Kultur“ den Naturgesetzen unterworfen. Andernteils – und hier wichtiger – wird soziale Wirklichkeit eben von Menschen (re)produziert und basiert damit auf deren physiologischer Ausstattung, d.h. auf ihrer ganz im Wortsinn zu verstehenden Natürlichkeit. Alle Kultur wird also letztlich über Natur vermittelt: „Ohne Natur keine Kultur!“

Zweitens bestehen vielfältige Wechselwirkungen zwischen natürlichen und kulturellen Faktoren auf der Mikro- und der Makroebene. Ebenso wie unsere natürliche Ausstattung prägt, was Individuen wahrnehmen können und wie diese Informationen dann (kulturell) verarbeitet werden, sind genetisch kodierte, offene und geschlossene Verhaltensprogramme (auch) von kulturell geschaffenen Anreizstrukturen beeinflusst. Ebenso wie Gesellschaften Natur verändern, hängen sie auch von ihr ab. Reduktionistische Erklärungsmodelle, die versuchen, menschliches Verhalten *allein* mit natürlichen oder kulturellen Variablen zu erklären, werden dieser Tatsache nicht gerecht.

Es wird – drittens – eben auch auf Basis inhärenter Transendenzen erlernt, geprägt und ausgehandelt, was kulturell als unverfügbar konstruiert wird. Über Sozialisation und Enkulturation werden in frühen Lebensphasen Informationen darüber aufgenommen, welche der zur Verfügung stehenden, aber freilich nicht im Sinne einer ‚freien Auswahl‘ verfügbaren Verhaltensprogramme zu ‚aktivieren‘ situationsadäquat ist. Konditionale Strategien reagieren als ganz offene Verhaltensprogramme dabei ebenso sensibel wie flexibel auf Anreizstrukturen, die Reputation oder Strafe in Aussicht stellen bzw. die Zugehörigkeit zu Gruppen ermöglichen. In allen diesen Fällen wirken die gemachten Erfahrungen auf zukünftige Verarbeitungsprozesse ein. Dadurch werden sie zu einem ‚inneren kulturellen Fundus‘, teils rational, teils subrational, der als Grundlage künftiger Weltdeutung und Kontingenzbewältigung fungiert, ohne dass sich das Individuum davon lösen könnte. Diese Prozessmuster der Prägung und des Lernens sind ebenso wie die Funktionslogik konditionaler Strategien sehr stark genetisch determiniert und somit inhärent transzendent. Sie sind Produkte der Evolution, weil sie sich über viele Menschengenerationen bewährt und im natürlichen Habitat unserer Spezies solches Verhalten induziert haben, das Überleben und Reproduktion sicherte. Das ist ihr ganzer Sinn.

Abbildung 3: Ein kausales Modell menschlichen Verhaltens und sozialen Handelns



Quelle: Eigene Darstellung

Das durch sie über Emotionen und andere physiologische Prozesse induzierte Verhalten ist – viertens – hochgradig abhängig von jenen Umweltfaktoren, auf die sie gerichtet sind. Deshalb können emergente Merkmale kultureller Muster eigenständige Kausalwirkung auf menschliches Verhalten und soziales Handeln haben. Vor dem Hintergrund der hier präsentierten Forschungsergebnisse muss aber stets von *einem intervenierenden Effekt inhärenter Transzendenzen* ausgegangen werden. Diese anthropologischen Schlussfolgerungen fasst die Abbildung 3 in einem Pfeilmodell zusammen.

5.2 Politische Ordnung als Interaktion inhärenter und konstruierter Transzendenzen

Was ist aus alldem nun ganz konkret über die Vorbedingungen politischer Ordnung zu lernen? Es hat sich gezeigt, dass auf menschliches Sozialverhalten inhärente Transzendenzen mit enormer ordnungskonstruktiver Kraft wirken. So existieren etwa vorbewusste Rezeptoren für Bestrafung und Belohnung einerseits und für Reputation andererseits. Offenbar hängen auch interpersonelles Vertrauen, Altruismus und Reziprozität eng mit jenen Anreizstrukturen zusammen, die sich aus der Gefahr von Strafe und der Aussicht auf Sozialprestige ergeben. Politische Ordnung kann also gerade aus evolutionärer Perspektive nur dann gelingen, wenn die von ihr ausgehenden Anreizstrukturen auf unverfügbare konditionale Strategien dergestalt wirken, dass kooperatives Verhalten induziert wird. Die von Politikwissenschaftlern längst erkannte Vorauswirkung von Macht¹³² speist also ihr enormes ordnungskonstruktives Potential aus inhärenten Transzendenzen, die ihre Wurzel tief in der Naturgeschichte des Menschen haben. Es ist deshalb unwahrscheinlich, dass sich politische Ordnung ohne glaubhafte Strafandrohung bei Regelverstößen stabil halten lässt.

Das menschliche Streben nach Reputation hat evolutionär wohl den Sinn, sich über großes Sozialprestige Vorteile zu sichern. Die Schnittstelle zur Sozialkapital-Theorie ist hier augenfällig und sollte von Seiten der Politikwissenschaft recht bald kultiviert werden. Gelingende Ordnungskonstruktion hat jedenfalls sehr viel mit durch Reputation hergestellter sozialer Kohäsion zu tun. Ein kooperatives gesellschaftliches Klima kann aus evolutionärer Perspektive nur dort entstehen, wo Menschen Vertrauen an soziale Beziehungen anlagern können. Scheitert dies, so geraten Gesellschaften unweigerlich in Dilemmata kollektiven Handelns. Trittbrettfahren nimmt dann zu, Kollektivgüter werden übernutzt. Das ist kein neuer Befund. Doch die hier angewendete Theorie liefert für ihn besonders konsistente Erklärungen und zeigt auf, dass alternative Erfolgsstrategien *nicht zur Verfügung stehen*, solange in Menschen diese uralten und deshalb offenbar überaus funktionalen Mechanismen

132 W. Patzelt 2007a, S. 39.

arbeiten. Integriert von der offenbar ebenfalls evolutionär bedingten Sozialität des Menschen, d.h. von seinem Bedürfnis, in Gruppen zu leben, formen all diese Zusammenhänge einen wirkmächtigen, inhärent transzendenten Ursachenkomplex für die Konstruktion politischer Ordnung.

Erst durch das dauerhafte Zusammenleben in Gruppen entsteht sodann die Notwendigkeit, allgemein verbindliche Regeln in Geltung zu halten. Und erst solche Regeln machen es nötig, Kollektivgüter zu produzieren und auf Dauer zu stellen: Verwaltungsbeamte und politische Führer müssen ausgehalten werden, Regeln durchsetzende Institutionen wollen finanziert sein, der Schutz der Gruppe muss organisiert werden. Dilemmata kollektiven Handelns müssen sich also entwicklungsgeschichtlich schon sehr früh gezeigt haben und gehören damit schon im *environment of evolutionary adaptedness* zu den adaptiven Problemen, die es zu lösen galt. Sie wurden offenbar so gelöst, dass das Leben in Gruppen immer noch lohnender war als das Einzelgänger-Dasein. Zur Lösung von Trittbrettfahrer- und Allmende-Problemen konnten und können dabei jene kulturellen Arrangements beitragen, die an unterbewusste Rezeptoren solche Signale senden, welche die Kooperationsbereitschaft fördern. Dazu gehören vor allem soziale Kontrolle, Strafen und Reputation, die in der Regel über ganz manifeste kulturelle Muster, also über Institutionen und politische Systeme, realisiert werden.

Aber auch latente kultureller Muster haben sich als zweckmäßig erwiesen, um die Kosten des Gruppenlebens zu senken und seinen Nutzen zu erhöhen: Deutungs-routinen, Wissensbestände, Normen, konsistent verkoppelt in *Ideologien*. Seit der evolutionsgeschichtlichen Phase, in der das Nervensystem unserer Vorfahren das emergente Phänomen ‚Bewusstsein‘ hervorgebracht hatte, eignen sich solche Ideologien, verstanden als *Perspektiven auf die Welt*, ganz vorzüglich, um emergente kulturelle Muster so zu kodieren, dass vorbewusste Verhaltensprogramme die notwendigen Informationen aus der sozialen Umwelt filtern konnten. Ideologien machen Aussagen über ‚richtig und falsch‘, über ‚gut und böse‘ und darüber, wie ein tugendhaftes Leben zu führen sei. Sie liefern für all das auch kausale Erklärungen, was der Struktur unseres Bewusstseins sehr entgegenkommt. Denn auch das universale menschliche Bedürfnis danach, Zusammenhänge zu verstehen, ist der Funktionslogik unseres Gehirns geschuldet und damit eine inhärente Transzendenz.¹³³

Es ist deshalb zu erwarten, dass jene Ideologien besonders erfolgreich sind, die das von Menschen Erlebte verständlich und plausibel auf Ursachen zurückführen. Und tatsächlich waren es offenbar von Anfang an religiöse Ideologien, die menschliche Weltdeutung und auch Ordnungskonstruktion in entscheidender Weise geprägt haben. Schon sehr frühe Spuren von Kultur und Zivilisation sind Zeugnisse von religiösen Ideologien, die auf *große sozial konstruierte Transendenzen* auf-

133 Siehe R. Riedl 2010, S. 69ff.

bauen, also auf den Glauben an Spirituelles, Geister und Götter.¹³⁴ Ihr Erfolg bei der Stabilisierung politischer Ordnungen geht wohl vor allem auf jene *inhärenten* Transzendenzen zurück, mit denen sie wechselwirken: Göttliche Wesen liefern nicht nur Letztbegründungen für konstruierte Transzendenzen; sie sind auch potentiell omnipräsent und *sehen* folglich alles. Sie verfügen über große Macht und können (z.B. mit Unwettern und Krankheiten oder der Verweigerung des Zugangs zum Paradies) *strafen*, aber auch („durch Gottes Gnade“) *soziales Ansehen* verleihen. Sie senken damit Anreize für deviantes Verhalten und ermöglichen so erst öffentliche Güter und politische Ordnung höherer Komplexität. Sie bringen zudem *kulturelle Marker* hervor, die es ermöglichen, Gruppenzugehörigkeit abseits von biologischen Merkmalen erkennbar zu machen:¹³⁵ „Du gehörst zu uns, wenn Du die Welt so verstehst, wie wir es tun – und entsprechende Wertvorstellungen hast.“

Die *Erfolgsgeschichte menschlicher Sozialität*, also von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung, ist somit eine, die sich nicht nur kausal, sondern auch ganz konkret historisch mit den *Wechselwirkungen von inhärenten und konstruierten Transzendenzen* erklären lässt. Und politische Ordnung ist genau die Schnittstelle, die Bezüge in beide Richtungen herstellt. Wie gezeigt wurde, richten sich an deren Ausgestaltung ganz dezidierte Anforderungen, damit diese Wechselwirkungen auch zu ‚funktionalen Gemeinwesen‘, zu aufgrund ihres Funktionierens handlungsfähigen politischen Ordnungen führen. Und auch konstruierte Transzendenzen können sich unterschiedlich gut eignen, um politische Ordnung in Interaktion mit biologischen Vorbedingungen zu stabilisieren. Zumal Religion als *konstruierte Transzendenz auf inhärenter Transzendenzgrundlage* scheint solche Anforderungen ganz ausgezeichnet zu erfüllen – und ist also mit gutem Grund der historisch bedeutendste Begründungskontext für politische Ordnung.¹³⁶

Vor diesem Hintergrund erscheinen auch viele ganz aktuelle Probleme im Kontext politischer Ordnungskonstruktion in neuem Licht. Dass zum Beispiel *nation building* ohne identitätsstiftende politische Narrative kaum auskommen kann und auch dringend eine schlagkräftige politische Zentralgewalt braucht, hat eben Gründe, die auf die Natur des Menschen zurückgehen. Und auch die Legitimitätskrisen in westlichen Demokratien lassen sich bis dahin zurückverfolgen: Alle ordnungskonstruktiv wirkmächtigen inhärenten Transzendenzen sind nämlich auf wesentlich

134 Auf die Wurzeln von Religion und Religiosität kann hier nicht eingegangen werden. Siehe dazu etwa J. Bulbulia 2007, E. Culotta 2009 oder I. Pyysiäinen/M. Hauser 2010, besonders umfassend auch W. Schiefenhövel/E. Voland 2009.

135 Zum noch wenig systematisch entfalteten Begriff der ‚kulturellen Marker‘ siehe P. Kappelhoff 2010. Historisch-empirisch siehe zu alledem J. Assmann 1995.

136 Es lässt sich sogar plausibilisieren, dass die Sesshaftwerdung des Menschen, die neolithische Revolution, auf die Anforderungen zurückgeht, die sich aus okkulten Zeremonien ergaben: feste Zeiten, feste Orte, wiederkehrende Rituale unter Benutzung berauschender Substanzen, die zu diesem Zweck eben systematisch angebaut werden mussten. Siehe J. Reichholf 2008.

kleinere Gruppengrößen angepasst, als sie in modernen Nationalstaaten anzutreffen sind. Gesellschaftliche Partikularisierung, Individualisierung und städtische Anonymität senken Anreize zu regelkonformem Verhalten und laden zum Trittbrettfahren ein. Und es lässt sich auch allenthalben besichtigen, dass die Kohäsion einer Gesellschaft immer schwerer herzustellen oder zu sichern ist, je weniger geteilte Wissensbestände und Deutungsmuster als Kristallisationspunkt von gemeinsamer Gruppenidentität zur Verfügung stehen. Die Bindekraft von Religion nimmt ab, während zivilreligiöse Ideologien es schwer haben, funktional äquivalente Ergebnisse zu liefern. Und in gleichem Maße wird es schwieriger, kooperatives (also *gemeinsinniges*) Verhalten zuverlässig in großen Teilen der Bevölkerung zu induzieren. Und ganz offen ist, wie weit sich die im Sinne politischer Ordnungskonstruktion in Verbindung mit inhärenten Transendenzen extrem leistungsfähigen ‚großen Transendenzen‘ der Religionen weiterhin dauerhaft durch ‚kleinere‘ Begründungskontexte ersetzen lassen, wenn politische Ordnung wirkungsvoll nicht nur im Bewusstsein der Menschen rational erscheinen soll, sondern von ihr auch gewünscht wird, unterbewusste Verhaltensstrategien für gemeinsinniges Verhalten auszulösen.

5.3 Anthropologischer Holismus als verlockende Perspektive

Die einzige Variable in dieser ‚kausalen Dreiecksbeziehung‘ aus politischer Ordnung, konstruierten Transendenzen und biologischen Unverfügbarkeiten, die über die Zeitspanne menschlicher Geschichtsschreibung halbwegs konstant geblieben ist, ist die *genetisch festgelegte Natur des Menschen*. Sie wiederum zeichnet sich – neben ihrer grundsätzlichen, wenn auch langfristigen Wandelbarkeit und Geschichtlichkeit – dadurch aus, in vielerlei Hinsicht höchst flexibel zu sein und so eine große, aber eben keine unbegrenzte, Bandbreite unterschiedlicher Ausgestaltungsformen von Kultur zu ermöglichen. Die hinter dieser immensen Anpassungsfähigkeit unserer Spezies stehenden Mechanismen zu verstehen und in eine holistische, interdisziplinäre Anthropologie zu überführen, muss deshalb ein Ziel künftiger politikwissenschaftlicher Theoriebildung sein. Denn wie schon dieser so unvollständige Entwurf zeigt, hat eine solche Theorie von der Natur des Menschen das Potential, den Dualismus aus methodologischem Individualismus und Kollektivismus zugunsten eines sozialwissenschaftlichen Holismus zu überwinden.

Denn eigentlich ist schließlich nichts grundsätzlich falsch an den Vorstellungen vom *homo oeconomicus* und vom *homo sociologicus*: Menschen treffen Handlungsentscheidungen nun einmal auf der Basis komplexer sowie nur teilweise bewusster Rationalität und sind dabei hochgradig beeinflusst von kulturellen Mustern. Und ganz abgesehen davon, dass beide Annahmen von der biologischen Evolutionstheorie als einer der erfolgreichsten Theorien der letzten Jahrhunderte gestützt

werden, können sie mit ihrer Hilfe auch ganz ohne Synkretismus und logische Inkonsistenzen verknüpft werden. Und dies voranzutreiben, ist doch eine überaus verlockende Aufgabe sozialwissenschaftlicher Grundlagenforschung.

LITERATUR

- Abels, Heinz (2009): Einführung in die Soziologie. Band 1: Der Blick auf die Gesellschaft, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Anhäuser, Max (2007): Egoismus schafft Gemeinsinn, in: MaxPlanckForschung 2007(4), S. 38-43.
- Asendorpf, Jens (2005): Psychologie der Persönlichkeit. Heidelberg: Springer.
- Assmann, Jan (1995): Ma'at. Gerechtigkeit und Unsterblichkeit im Alten Ägypten. München: Beck.
- Bateson, Melissa/Nettle, Daniel/Roberts, Gilbert (2006): Cues of being watched enhance cooperation in a real-world setting, in: Biology Letters 3: 412-414.
- Bauer, Joachim (2011): Schmerzgrenze. Vom Ursprung alltäglicher und globaler Gewalt. München: Blessing.
- Belsky, Jay, (1997): Attachment, Mating, and Parenting. An evolutionary interpretation, in: Human Nature 8, S. 361-381.
- Bowlby, John (1951): Maternal Care and Mental Health. New York: Columbia University Press.
- Bowlby, John (1969): Attachment and Loss. New York: Basic Books.
- Bulbulia, Joseph A. (2007): The evolution of religion, in: Robin I.M. Dunbar/Barrett, Louise (Hg.): Oxford Handbook of Evolutionary Psychology, New York: Oxford University Press, S. 621-636.
- Buss, David M. (2012): Evolutionary Psychology: The New Science of the Mind. Upper Saddle River: Prentice Hall.
- Chial, Heidi (2008): DNA sequencing technologies key to the Human Genome Project, in: Nature Education 1(1). Online unter: www.nature.com/scitable/topicpage/dna-sequencing-technologies-key-to-the-human-828. Letzter Abruf: 21.09.2012.
- Clutton-Brock, Tim H./Parker, G.A. (1995): Punishment in animal societies, in: Nature 373, S. 209-216.
- Coleman, James (1990): Foundations of Social Theory. Cambridge: Belknap Press.
- Culotta, Elisabeth (2009): On the Origin of Religion, in: Science 326, S. 784-787.
- Dahrendorf, Ralf (2006): Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der sozialen Rolle. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dawkins, Richard (1996): Das egoistische Gen. Reinbek: Rohwohlt.

- Darwin, Charles (1859): *On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life*, London: John Murray.
- De Waal, Frans B.M. (1989): Food sharing and reciprocal obligations among chimpanzees, in: *Journal of Human Evolution* 18, S. 433-459.
- Dennett, Daniel C. (1997): *Darwins gefährliches Erbe. Die Evolution und der Sinn des Lebens*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Dimbath, Oliver (2011): *Einführung in die Soziologie*, München: Wilhelm Fink Verlag.
- Dustdar, Farah (2008): Demokratie und die Macht der Gefühle, in: *APuZ* 44-45, S. 32-38.
- Ekman, Paul (1980): *The Face of Man: Expressions of Universal Emotions in a New Guinea Village*. New York: Garland STPM Press.
- Ekman, Paul/Friesen, Wallace V. (1971): Constants across cultures in the face and emotion, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, 17, S. 124-129.
- Ernest-Jones, Max/Nettle, Daniel, Bateson, Melissa (2011): Effects of eye images on everyday cooperative behavior: A field experiment, in: *Evolution & Human Behavior* 32(3): S. 172-178.
- Esser, Hartmut (1993): *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*, Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Esser, Hartmut (1999): *Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 1: Situationslogik und Handeln*, Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Freud, Sigmund (1924): *Zur Einführung des Narzißmus*. Leipzig: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- Fiedler, Peter (2007): *Persönlichkeitsstörungen*. 6. Auflage, Weinheim/Basel: Beltz.
- Friedman, Jeffrey (1995): Introduction. Economic Approaches to Politics, in: ders. (Hg.): *The Rational Choice Controversy. Economic Models of Politics Reconsidered*, New Haven: Yale University Press, S. 1-24.
- Gehlen, Arnold (1997 [1940]): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Stuttgart: UTB.
- Gilgenmann, Klaus/Schweitzer, Bertold (2006): Homo – sociologicus – sapiens: Zur evolutionstheoretischen Einbettung soziologischer Menschenmodelle, in: *Zeitschrift für Soziologie* 35(5): S. 348-371.
- Gintis, Herbert/Bowles, Samuel/Boyd, Robert/Fehr, Ernst (2007): Explaining altruistic behavior in humans, in: Robin I.M. Dunbar/Barrett, Louise (Hg.): *Oxford Handbook of Evolutionary Psychology*, New York: Oxford University Press, S. 605-619.
- Goodall, Jane (1986): *The Chimpanzees of Gombe – Patterns of Behavior*. Cambridge: Belknap.
- Goodenough, Ursula/Deacon, Terence W. (2006): The Sacred Emergence of Nature, in: Philip Clayton (Hg.): *The Oxford Handbook of Religion and Science*. Oxford: Oxford University Press, S. 854-871.

- Green, Donald P./Shapiro, Ian (1999): *Rational Choice. Eine Kritik am Beispiel der Anwendung in der Politischen Wissenschaft*, München: Oldenbourg Verlag.
- Greve, Jens/Schnabel, Annette/Schützeichel, Rainer (Hg.) (2008): *Das Mikro-Makro-Modell der soziologischen Erklärung. Zur Ontologie, Methodologie und Metatheorie eines Forschungsprogramms*, Wiesbaden: VS Verlag.
- Gürek, Özgür/Irlenbusch, Bernd/Rockenbach, Bettina (2006): *The Competitive Advantage of Sanctioning Institutions*, in: *Science* 312, S. 108-110.
- Hampton, Simon J. (2010): *Essential Evolutionary Psychology*. London: Sage Publication Ltd.
- Haney, Craig/Banks, Curtis W./Zimbardo, Philip G. (1973): *A study of prisoners and guards in a simulated prison*, in: *Naval Research Review* 30, S. 4-17.
- Hardin, Garrett (1968): *The Tragedy of the Commons*, in: *Science* 162 (3859): S. 1243-1248.
- Harris, Judith (1995): *Where is the child's environment*, in: *Psychological Review* 102(3): S. 458-489.
- Harris, Judith (1998): *The Nurture Assumption: Why children turn the way they do*. New York: Free Press.
- Hartig-Perschke, Rasco (2009): *Anschluss und Emergenz*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Heintz, Bettina (2004): *Emergenz und Reduktion. Neue Perspektiven auf das Mikro-Makro-Problem*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 56:1, S. 1-31.
- Hess, Nicole H./Hagen, Edward H. (2006): *Psychological Adaptations for Assessing Gossip Veracity*, in: *Human Nature* 17, S. 337-354.
- Kappelhoff, Peter (2010): *Sozialkulturelle Prozesse aus Sicht eines methodologischen Evolutionismus*. Online unter: http://temme.wiwi.uni-wuppertal.de/fileadmin/kappelhoff/Downloads/Veroeffentlichungen/Soziale_Prozesse__4__2010.pdf (Letzter Aufruf am 20.09.2012).
- Krähnke, Uwe (2007): *Herbert Spencer*, in: Ditmar Brock/Uwe Krähnke/Matthias Junge (Hg.): *Soziologische Theorien von Auguste Comte bis Talcott Parsons*, 2. Auflage, München: Oldenbourg Verlag, S. 79-98.
- Kroneberg, Clemens (2008): *Methodologie statt Ontologie. Das Makro-Mikro-Makro-Modell als einheitlicher Bezugsrahmen der akteurstheoretischen Soziologie*, in: Jens Greve/Annette Schnabel/Rainer Schützeichel (Hg.): *Das Mikro-Makro-Modell der soziologischen Erklärung. Zur Ontologie, Methodologie und Metatheorie eines Forschungsprogramms*, Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften, S. 232-247.
- Kulischer, Michail (1885): *Der Dualismus der Ethik bei den primitiven Völkern*, in: *Zeitschrift für Ethnologie* 17, S. 205-213.
- Laughlin, Robert B. (2007): *Abschied von der Weltformel. Die Neuerfindung der Physik*. München: Piper.
- Lauth, Hans-Joachim/Wagner, Christian (Hg.) (2009): *Politikwissenschaft: Eine Einführung*. 6., grundlegend überarbeitete Auflage, Paderborn: Schöningh.

- Lindenberg, Siegwart (1985): An Assessment of the new political economy: Its potential for the social sciences and for sociology in particular, in: *Sociological Theory* 3: S. 99-113.
- Lindenberg, Siegwart (1992). The method of decreasing abstraction, in: James S. Coleman/Thomas J. Feraro (Hg.): *Rational choice theory: Advocacy and Critique*, Newbury Park: Sage, S. 3-20.
- Lorenz, Konrad (2007 [1963]): *Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression*, München: dtv.
- Louzek, Marek (2011): The Battle of Methods in Economics. The Classical Methodenstreit – Menger vs. Schmoller, in: *American Journal of Economics and Sociology*, 70(2), S. 439-463.
- Mayr, Ernst (1974): Behavior Programs and Evolutionary Strategies: Natural selection sometimes favors a genetically "closed" behavior program, sometimes an "open" one", in: *American Scientist* 62(6): 650-659.
- McShea, Robert J., 1987: "Human Nature Theory and Political Philosophy". *American Journal of Political Science* 22 (3): 656-679.
- Milinski, Manfred/Semmann, Dirk/Krambeck, Hans-Jürgen (2002): Reputation helps solve the 'tragedy of the commons', in: *Nature* 415, S. 424-426.
- Miller, Patricia H. (2009): *Theories of Developmental Psychology*. New York: Worth Publishers.
- Mols, Manfred (2009): Politik als Wissenschaft: Zur Definition, Entwicklung und Standortbestimmung einer Disziplin, in: Hans-Joachim Lauth/Christian Wagner (Hg.): *Politikwissenschaft: Eine Einführung*. 6., grundlegend überarbeitete Auflage, Paderborn: Schöningh, S. 23-62.
- Morowitz, Harold J. (2004): *The Emergence of Everything. How the World Became Complex*. Oxford: Oxford University Press.
- Naßmacher, Hiltrud (2010): *Politikwissenschaft*. 6., überarbeitete und aktualisierte Auflage, München: Oldenbourg Verlag.
- Nohlen, Dieter/Schultze, Rainer-Olaf (Hg.) (2010): *Lexikon der Politikwissenschaft. Theorien, Methoden, Begriffe*. München: Beck.
- Nowak, Martin A./Page, Karen M./Sigmund, Karl (2000): Fairness versus reason in the Ultimatum Game. *Science*, Band 289, S. 1773–75.
- Nowak, Martin A./Tarnita, Corina E./Wilson, Edward O. (2010): The evolution of eusociality, in: *Nature* 466, S. 1057-1062.
- Olson, Mancur (2004 [1968]): *Die Logik des kollektiven Handelns: Kollektivgüter und die Theorie der Gruppen*. 5. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck.
- Ostrom, Elinor (1999): *Die Verfassung der Allmende. Jenseits von Staat und Markt*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Patzelt, Werner J. (1987): *Grundlagen der Ethnomethodologie. Theorie, Empirie und politikwissenschaftlicher Nutzen einer Soziologie des Alltags*. München: Fink.

- Patzelt, Werner J. (2007a): Einführung in die Politikwissenschaft. Grundriss des Faches und studienbegleitende Orientierung. 6. Auflage, Passau: Wissenschaftsverlag Rothe.
- Patzelt, Werner J. (2007b): Perspektiven einer evolutionstheoretisch inspirierten Politikwissenschaft, in: ders. (Hg.): *Evolutorischer Institutionalismus. Theorie und exemplarische Studien zu Evolution, Institutionalität und Geschichtlichkeit*. Würzburg: Ergon, S. 183-235.
- Popitz, Heinrich, 2010, Einführung in die Soziologie
- Pinker, Steven (2002): *The Blank Slate: The Modern Denial of Human Nature*, New York: Viking.
- Pritzel, Monika/Brand, Matthias/Markowitsch, Hans J. (2003): *Gehirn und Verhalten. Ein Grundkurs der physiologischen Psychologie*. Berlin: Spektrum.
- Pyysiäinen, Ilkka/Hauser, Marc (2010): The origins of religion: evolved adaptation or by-product? In: *Trends in Cognitive Sciences* 14, S. 104-109.
- Rattinger, Hans (2009): *Einführung in die Politische Soziologie*, München: Oldenbourg Verlag.
- Reichholf, Josef H. (2008) *Warum die Menschen sesshaft wurden. Das größte Rätsel unserer Geschichte*. Frankfurt: Fischer.
- Riedl, Rupert (2010): Die Folgen des Ursachendenkens; in: Paul Watzlawick (Hg.): *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben?* 5. Auflage, München/Zürich: Piper. S. 67-90.
- Riedl, Rupert (1985): *Die Spaltung des Weltbildes. Biologische Grundlagen des Erklärens und Verstehens*. Berlin/Hamburg: Parey.
- Rhue, Morton (1997): *Die Welle. Bericht über einen Unterrichtsversuch, der zu weit ging*. Ravensburg: Ravensburger Buchverlag.
- Rockenbach, Bettina/Milinski, Manfred (2006): The efficient interaction of indirect reciprocity and costly punishment, in: *Nature* 444(7), S. 718-723.
- Schiefenhövel, Wulf/Voland, Eckart (2009): *The Biological Evolution of Religious Mind and Behaviour*. Berlin: Springer.
- Schurz, Gerhard (2011): *Evolution in Natur und Kultur. Eine Einführung in die verallgemeinerte Evolutionstheorie*. Heidelberg: Spektrum.
- Sherif, Muzafer (1935): A study of some social factors in perception. In: *Archives of Psychology* 187(27), S. 53-54.
- Sherif, Muzafer (1956): *In Common Predicament: Social Psychology of Intergroup Conflict and Cooperation*. New York: Houghton Mifflin.
- Tane, Kengo/Takezawa, Masanori (2011): Perception of Human Face Does Not Induce Cooperation in Darkness, in: *Letters on Evolutionary Behavioral Science* 2(2), S. 24-27.
- Tingley, Dustin (2007): *Evolving Political Science: Biological Adaptation, Rational Action, and Symbolism in Political Science*. *Politics and Life Science* 25(1): S. 23-41.

- Tooby, John/Cosmides, Leda (1990): On the universality of human nature and the uniqueness of the individual: The role of genetics and adaption, in: *Journal of Personality* 58: 17-67.
- Tooby, John/Cosmides, Leda (1992): The psychological foundations of culture, in: Jerome H. Barkow/Leda Cosmides/John Tooby (Hg.): *The Adapted Mind: Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*. New York: Oxford University Press, S. 19-136.
- Tooby, John/Cosmides, Leda (1994): Better than rational: Evolutionary psychology and the invisible hand, in: *American Economic Review* 84(2): S. 327-332.
- Tooby, John/Cosmides, Leda (1997): *Evolutionary Psychology. A Primer*. Online unter: <http://www.psych.ucsb.edu/research/cep/primer.html>. Letzter Abruf am 21.09.2012.
- Trivers, Robert L. (1971): The Evolution of Reciprocal Altruism, in: *Quarterly Review of Biology* 46, S.35-57.
- Vanneste, Sven/Verplaetse, Jan/Van Hiel, Alain/Braeckman, Johan (2007): Attention bias toward noncooperative people. A dot probe classification study in cheating detection, in: *Evolution and Human Behavior* 28, S. 272-276.
- Voland, Eckart (2009): *Soziobiologie. Die Evolution von Kooperation und Konkurrenz*. 3. Auflage, Heidelberg, Berlin: Spektrum Akademischer Verlag.
- Vollmer, Gerhard (2002): *Evolutionäre Erkenntnistheorie: Angeborene Erkenntnisstrukturen im Kontext von Biologie, Psychologie, Linguistik, Philosophie und Wissenschaftstheorie*. 8. Auflage, Stuttgart: Hirzel.
- Vorländer, Hans (2011): Einleitung, in: ders. (Hg.): *Transzendenz und Gemeinsinn. Themen und Perspektiven des Dresdner Sonderforschungsbereichs 804*. Dresden, S. 6-15.
- Weber, Max (1980 [1922]): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Wilkinson, Nick (2007): *An Introduction to Behavioral Economics*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Wilson, David S. (2007): Group-level evolutionary processes, in: Robin I.M. Dunbar/Barrett, Louise (Hg.): *Oxford Handbook of Evolutionary Psychology*, New York: Oxford University Press, S.49-55.
- Wilson, Edward O. (2012): *The Social Conquest of Earth*. New York: Liveright Publishing Corporation.
- Workman, Lance/Reader, Will (2008): *Evolutionary Psychology: An Introduction*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wrong, Dennis (1961): The oversocialized concept of man in modern sociology, in: *ASR*, 26, 2, S. 183-193.
- Zafirovski, Milan Z. (2000): Spencer is dead, long live Spencer: individualism, holism, and the problem of norms, in: *British Journal of Sociology*, 51(3), S. 553-579.